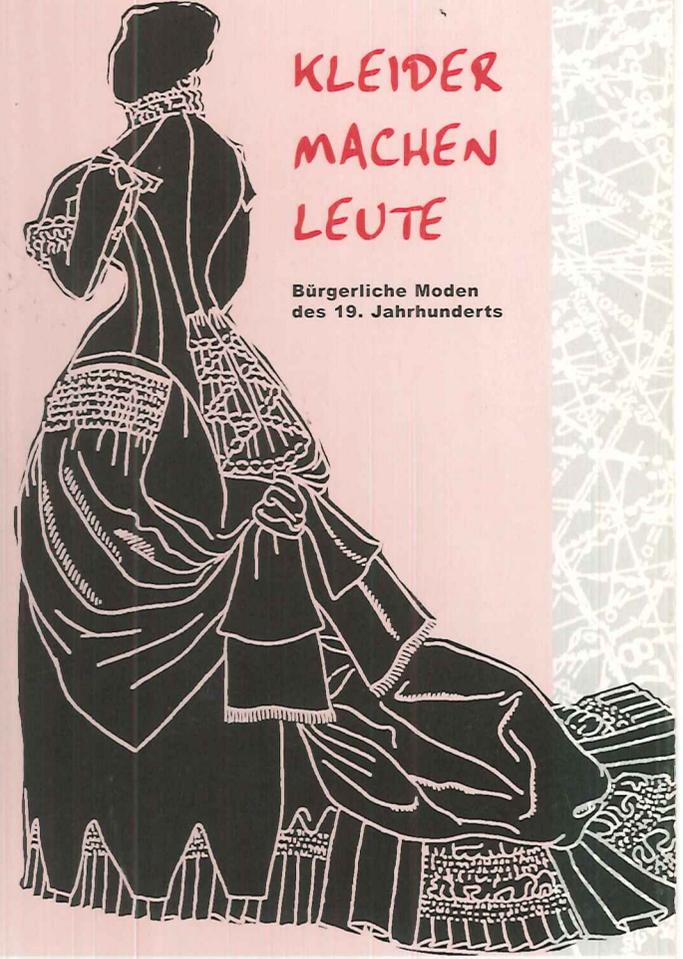


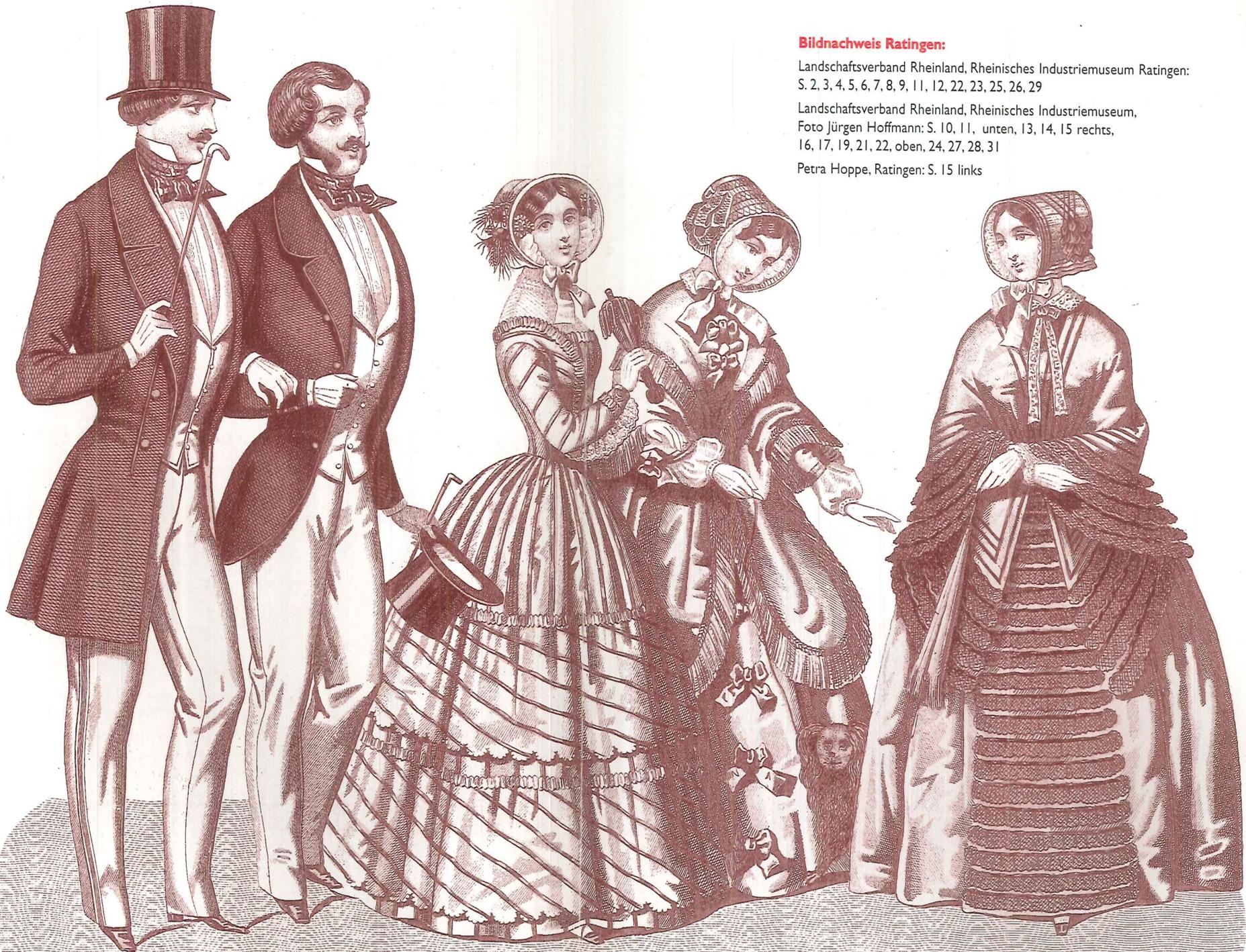
KLEIDER  
MACHEN  
LEUTE

Bürgerliche Moden  
des 19. Jahrhunderts



LEUTE  
MACHEN  
KLEIDER  
Lebensgeschichten  
Arbeitsplätze  
"gute Stücke"





**Bildnachweis Ratingen:**

Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum Ratingen:  
S. 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 11, 12, 22, 23, 25, 26, 29

Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum,  
Foto Jürgen Hoffmann: S. 10, 11, unten, 13, 14, 15 rechts,  
16, 17, 19, 21, 22, oben, 24, 27, 28, 31

Petra Hoppe, Ratingen: S. 15 links

## Impressum

© Herausgeber  
Landschaftsverband Rheinland  
Rheinisches Industriemuseum  
Standorte Euskirchen und Ratingen

Projektleitung, Konzeption, Ausstellung  
und Katalog:

*Claudia Gottfried*  
Rheinisches Industriemuseum  
Standort Ratingen

*Kerstin Kraft*  
Institut für Kulturanthropologie des  
Textilen, Universität Dortmund

*Christiane Syré,*  
Form und Sinn, Agentur für visuelle  
Kommunikation und wissenschaftliche  
Konzepte, Bochum

Ausstellung  
Lisa Maubach, Düsseldorf  
Claudia Marciniac, Herne  
Caroline Starter, Rheinisches  
Industriemuseum, Oberhausen  
Claudia Westermann, Rheinisches  
Industriemuseum, Oberhausen

Öffentlichkeitsarbeit  
*Andrea Steigerwald,* Oberhausen

Ausstellungstechnik  
Ralf Kluczka  
Rheinisches Industriemuseum  
Standort Ratingen

Ausstellungsgestaltung  
Oktober Kommunikationsdesign GmbH,  
Bochum

Gestaltung des Katalogs und der Medien  
zur Öffentlichkeitsarbeit  
visual concepts und Partner, Siegburg

Druck:  
Daemisch Mohr GmbH CoKG, Siegburg

### Wir danken den Leihgebern:

DressMaster GmbH, Steilmann Gruppe, Herne  
Petra Kiesel-Hoppe, Ratingen  
Kerstin Kraft, Dortmund  
Museum für Stadtgeschichte,  
Landes- und Volkskunde, Minden  
Niederbergisches Museum, Wülfrath  
Pelo, men's fashion, Aalen  
Wolfgang Starke, Düsseldorf  
Caroline Strater, Dortmund  
Historisches Museum, Frankfurt a.M.  
Cynthia Beißwenger, Ratingen  
Christa Gattermann, Düsseldorf-Benrath



# Kleider machen Leute

## Kleider machen Leute Kleidung als Abbild bürgerlicher Werte und Tugenden

Rauchende Fabrikschlote, technischer Fortschritt, rasch wachsende Städte – in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte Deutschland den Aufbruch ins Industriezeitalter. In diesen Gründerjahren stieg das Bürgertum zur dominierenden gesellschaftlichen Schicht auf. Es löste den Adel, der Jahrhunderte lang die Führungsposition innehatte, in seiner vorherrschenden Rolle ab. Das Bürgertum stellte allerdings keine homogene Schicht dar. Vielmehr war es eine Mischung heterogener, nach regionaler und sozialer Herkunft, Religion, Ausbildung, wirtschaftlicher Bedeutung und rechtlichem Status verschiedener Gruppen. Zu deren wichtigsten entwickelten sich das Bildungs- und Wirtschaftsbürgertum, am besten verkörpert einerseits durch den akademisch ausgebildeten Beamten, andererseits durch den Fabrikbesitzer oder Bankdirektor.

Die Zugehörigkeit zum Adel definierte sich durch den Geburtsstand. Demgegenüber wurde man in die bürgerliche Gesellschaft nicht hineingeboren. Wer dazugehören wollte, konnte seinen Platz zumindest theoretisch auch aus eigener Kraft erwerben. Der Bürger definierte sich über seine eigene Leistung, durch seinen Erfolg und seine Bildung. Aber nicht allein die Berufszugehörigkeit oder Ausbildung, das Vorweisen guter ökonomischer Verhältnisse etc. machten einen Bürger zum Bürger. Mindestens ebenso wichtig waren bestimmte Grundhaltungen, Einstellungen und Ver-

haltensweisen – eine eigenständige, spezifisch bürgerliche Kultur. Es entstand eine für alle gleichermaßen verbindliche Wertegemeinschaft, die die unterschiedlichsten Gruppen hinsichtlich Berufszugehörigkeit, Ausbildung, Herkunft oder ökonomischer Verhältnisse fest zum Bürgertum zusammenband. Zu dieser Kultur gehörten vor allem ein bestimmter Habitus, eine spezifische Sprache, Kommunikations- und Umgangsformen, ästhetische Normen und Verhaltensnormen, die so genannte „Etikette“ und eine spezifische moralische Ordnung; Werte, Grundsätze und Verhaltensweisen, die man durch Erziehung erwarb und verinnerlichte und deren Praktizierung und Perfektionierung dann den Alltag und das ganze bürgerliche Leben bestimmten. Zentrale Leitbilder der Bürgerlichkeit waren die klassischen Tugenden wie Ordnung, Fleiß, Reinlichkeit und Sparsamkeit, Pflichtbewusstsein, Mäßigung und Selbstständigkeit, Anstand, Schamhaftigkeit, aber auch emotionale Werte wie Liebe, Glaube, Hoffnung, Anmut, Hingabe, Freundschaft.

Dies waren die zentralen Werte, mit deren Hilfe die Bürger im 19. Jahrhundert ihrem Leben Orientierung gaben und die verbindlich waren. „Tugend, der göttliche Adel der menschlichen Seele, die einzige wahre Führerin durch die Irrgänge der Erdenacht. – Das ernstliche unausgesetzte Bestreben in unserer Brust das Gute und Rechte um seiner selbst willen zu tun und zu wollen.“ (Damen-Konversationslexikon, 1834-36) Die Tugenden waren innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft bestimmend und grenzten es gleichzeitig nach unten, zu anderen gesellschaftlichen Schichten ab: insbe-

sondere gegenüber den Arbeitern, gegen deren Empordrängen und Anforderungen sich das Bürgertum zur Wehr setzte. Gleichzeitig – und das erklärt den durchschlagenden und lang anhaltenden Erfolg – waren diese Werte nicht unveränderlich. Reinlichkeitsstandards etwa veränderten sich in dem Maße, wie die Industrie immer bessere Waschmittel zur Verfügung stellte. Neue Kriterien für die Reinlichkeit konnten entsprechend eingeführt werden. Und wer weiß heute nicht, dass Wäsche nicht nur sauber, sondern auch rein sein kann.

Die Tugenden wandelten sich inhaltlich, veränderten ihre Konstellation zueinander, überlagerten sich oder verschwanden auch. Und nur so lässt sich erklären, dass viele in veränderter Form bis heute Gültigkeit haben.

Die bürgerliche Kultur bestimmte das gesamte Leben und durchdrang alle Lebensbereiche. Gerade die Kleidung spiegelt das in besonderem Maße wieder. Wer im 19. Jahrhundert zur bürgerlichen Gesellschaft gehören wollte, der musste eine – buchstäblich – reine Weste haben. Doch mehr noch: Das blütenweiße Hemd, der gestärkte Kragen, der perfekt geschnittene Anzug waren ebenso unverzichtbar wie die Accessoires Hut, Gehstock und Uhrkette. Am äußeren Erscheinungsbild erkannte der Bürger seinesgleichen und wusste sein Gegenüber richtig einzuschätzen. Denn nur hinter der makellosen Aufmachung stand ein Mann, der es durch Fleiß, Sparsamkeit und eiserne Disziplin im Leben zu etwas gebracht hatte. Die Bürgersfrau an seiner Seite präsentierte sich in neuester Mode



und auch ihre Kleidung ließ erkennen, wie viel Wert sie Reinlichkeit und Ordnung, Sitte und ebenfalls dem Fleiß beimaß.

Entscheidend bei dieser bürgerlichen Auffassung von Kleidung war, dass sie nicht nur eine schöne äußerliche Hülle darstellte, sondern immer auch Abbild der moralischen und sittlichen Grundhaltungen darstellte, d.h. letztlich ein Spiegel der Seele war. Eine Auffassung, die sich in der unendlichen Fülle von Ratgebern, Romanen und Zeitschriften des 19. Jahrhunderts wiederfindet und wo man etwa lesen kann: „Ein Riß im Kleid ist ein Unglück, ein Fleck ist eine Sünde.“ (Balzac) Oder „ein Loch im Kleide ist nicht sehr fein / Ein Loch im Gewissen darf gar nicht sein“. Mit dieser Idee von Kleidung geht einher, dass jedes Kleidungsstück die-



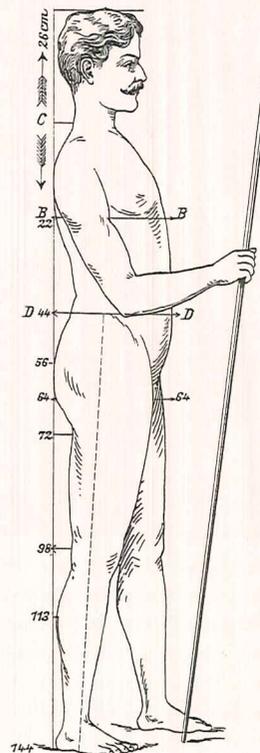
sem Wertesystem gleichermaßen standhalten musste. Nicht nur die für jedermann sichtbaren Stücke hatten in Ordnung zu sein. Ein solches Kleidungsverhalten von „außen hui, und innen pfui“ entsprach eher dem des verpönten Adels, wo es um den schönen äußeren Schein ging, nicht aber um die Zurschaustellung einer ganzen Gesinnung. Vielmehr galt die bürgerliche Aufmerksamkeit jeder Kleidungsschicht vom

Anzug oder Kleid bis hin zur Unterwäsche. Und auch der eigene Körper wurde nicht ausgenommen, auch er hatte bürgerlichen Idealvorstellungen zu entsprechen.

Die Ausstellung „Kleider machen Leute“ im Rheinischen Industriemuseum, Standort Ratingen zeigt jedes Detail der Garderobe im Spiegel bürgerlicher Tugenden. Schritt für Schritt werden Er und Sie angezogen, bis das Bild des perfekten Bürgerpaares komplett ist.

### Der bürgerliche Körper

Die formvollendete Selbstrepräsentation des Bürgers begann bei seinem Körper, der als Träger gesellschaftlicher Funktionen und als Ausdrucksmedium innerer Qualitäten verstanden wurde. Er war Symbol und Ausdruck bürgerlich-kultureller Praxis. Hatte der Adel seinen Körper noch als göttlich verstanden, so dachte der Bürger seinen Körper als natürlich und als gestalt- und veränderbar. Er sollte kraft geistiger Anstrengungen nach dem bürgerlichen Ideal modelliert sein. Als Ideal galt seit Ende des 18. Jahrhunderts der gesunde, unbeschädigte, männliche Körper. Vorbild waren die antiken griechischen Statuen einmal in Bezug auf die richtigen Maße und Proportionen, aber auch mit all den von ihnen zum Ausdruck gebrachten seelisch-geistigen und moralischen Qualitäten. Anstelle der eher eingefallenen Brust, der schmalen, abfallenden Schultern, breiten Hüften und Oberschenkel und des betonten Bauchs, wie sie noch im 18. Jahrhundert als ideal galten, traten nun breite Schultern, eine hervortretende Brust,



schmale Hüften und lange Beine. Dieses Bild entsprach den Idealvorstellungen des arbeitssamen, erfolgreichen aber auch maßvollen bürgerlichen Mannes.

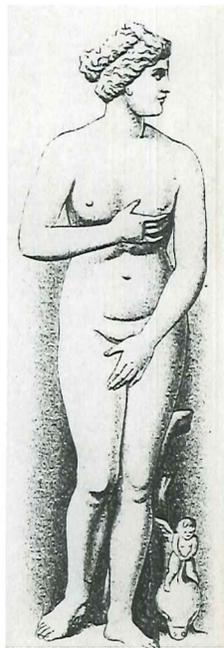
Dem Ideal entsprechend war der natürliche Körper gesund und zeigte keinerlei Schwäche. Ein gesunder Körper war umso wichtiger, je mehr Leistung die moderne Industriegesellschaft dem Einzelnen abverlangte bei gleichzeitiger Anpassung an immer mehr Tempo, Mobilität und ständigen Wandel der sozialen Verhältnisse.

Auch in anderer Hinsicht war das Körperideal sehr stark vom industriellen Arbeitsprozess beeinflusst. Die Verwendung physischer Kraft wurde zum Klassenmerkmal für Bauern und Arbeiter. Deren Körper galten als allein von physischer Kraft getragen ohne von Tugend und geistigen Qualitäten geprägt zu sein und somit als nicht erstrebenswert. Entsprechend durfte der bürgerliche Körper nicht zu kräftig bzw.

muskulös sein, wollte man sich doch schon durch seine körperliche Erscheinung von anderen gesellschaftlichen Schichten abgrenzen.

Der ideale bürgerliche Körper war immer männlich gedacht, während der weibliche als Anomalie wahrgenommen wurde. Der weibliche Körper galt als Produkt der Natur, und sollte ewige Werte und Tugenden wie Unschuld, Scham oder Schönheit verkörpern. Dabei haftete dem naturhaften Ursprung gleichzeitig etwas Unheimliches, nämlich triebhaft sexuelles an, was dem weiblichen Körper auch schnell etwas prinzipiell Bedrohliches verlieh in der tugendhaften männlichen Bürgerwelt. Zur Umgehung dieser Bedrohung erhielten die Frauen in den Idealbildern keine körperliche Präsenz. Vielmehr wurden immer „innere“ Werte, aber kein physisch manifester Körper geschildert. Charakteristisch ist die immer wieder zu findende Beschreibung der Frauen als Engel, womit die Art, wie Frauen ihren Körper zu tragen haben definiert wurde: quasi körperlos, alle Aufmerksamkeit auf die Seele lenkend. Entsprechend findet man in der Literatur des 19. Jahrhunderts keine verbindlichen Beschreibungen eines körperlichen Ideals für Frauen.

Der bürgerliche Körper sollte nicht nur die ideale Form haben. Mindestens genauso wichtig war die richtige Körpersprache, die Bewegungen, die Haltung etc. Erst der richtige Gang, die angemessene Haltung zeugten von der notwendigen, gesellschaftlich akzeptablen Gesinnung und Charakter. Zum Ideal wurde eine kontrollierte und sehr gemäßigte Körpersprache. Das setzte eine perfekte



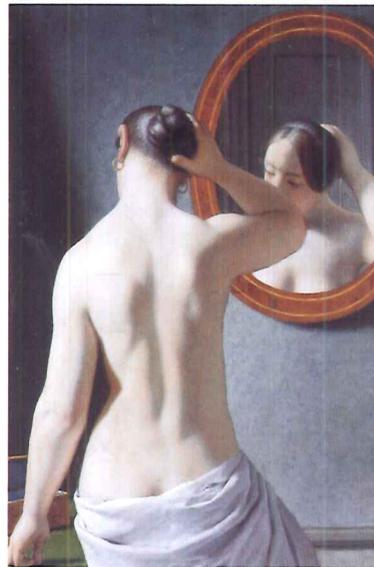


und möglichst früh trainierte und verinnerlichte Beherrschung des Körpers voraus, wie sie in den unzähligen Erziehungsratgebern auch empfohlen wird.

„Gestattet man dem heranwachsenden Knaben oder Mädchen nie eine indecente Haltung des Körpers weder beim Sitzen noch Liegen, noch im Gehen oder Stehen, gewöhnt man sie bei Zeiten den Kopf gerade und aufrecht zu tragen, (...) mit bescheidenem Freimuth jedem Menschen ins Gesicht zu blicken, ihre Arme und Hände richtig und mit Geschicklichkeit zu gebrauchen, die Brust herauszuheben, und die Schulter zurückzuziehen, so wird auf den Jüngling und auf die Jungfrau die edle Körperhaltung ihrer Ältern und Erzieher unvermerkt übergegangen seyn.“

**„Sei nie ungewaschen und ungekämmt“  
Neue Reinlichkeitsvorstellungen**

„Mit sorgfältig von Schweiß und üblen Dünsten gereinigtem Körper, rein gewaschenem Gesicht und Händen, mit wohl gekämmtem oder gebürstetem Haar, mit weissgewaschener Wäsche, von Staub und Flecken gesäuberten Kleidungsstücken, mit durch einfache Mittel gereinigten Zähnen, einem wohl ausgespülten Munde und natürlich duftendem Athem, kann man ungeachtet bei Hohen und Niedern in geschäftlichen wie in geselligen Beziehungen erscheinen.“ (Sydow, Sitten – und Höflichkeitsspiegel, 1840. Absolute Reinlichkeit und Sauberkeit des Körpers und der Kleidung galt als eine der wichtigsten neuen Kern-tugenden der bürgerlichen Gesellschaft, wurde eines der zentralen Grundmuster

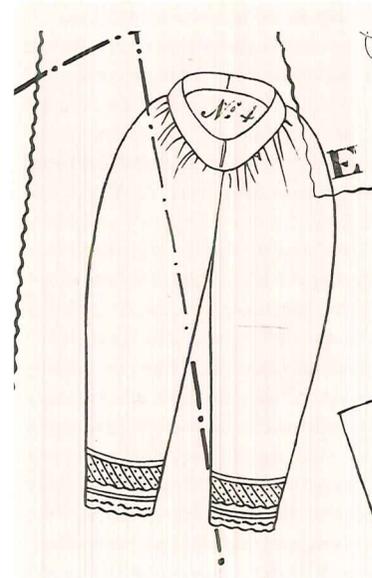


der Kultur. Sie wurde zur höchsten Pflicht, ohne deren Beachtung man nicht gesellschaftsfähig war. Der reinliche Körper spiegelte eine reine Seele, „eine körperliche Unreinheit verräth auch meistens ein ebenso unreines Gemüth“. Der saubere Körper zeugte von sittlicher Unverdorbenheit und Tugendhaftigkeit in jeglicher Hinsicht. Gleichzeitig erzeugte die Reinlichkeit - so die Zeitgenossen - auch den notwendigen Arbeits- und Leistungswillen, ein weiteres ganz zentrales bürgerliches Credo: „Was schadet die Unreinlichkeit? Sie verdirbt die Gesundheit und die Tugend des Menschen; sie verdunkelt seinen Verstand und macht ihn träge zur Arbeit; sie entreisst ihm die Achtung und Liebe der Andern, und der unreinliche Mensch kann nicht recht froh und glücklich sein“, so heißt es in einem Gesundheitskatechismus von 1794.

Sich selber täglich ganz mit Wasser zu waschen war die Empfehlung – eine Revolution, wurde doch noch im 18. Jahrhundert befürchtet, dass Wasser schädlich sei und Krankheiten verursache. Weitere Empfehlungen zur eigenen Sauberkeit hießen, sich regelmäßig zu kämmen und zu frisieren sowie die Zähne zu putzen. Wichtig schien den Zeitgenossen, dass diese Verrichtungen möglichst schnell, d.h. zeitsparend vorgenommen wurden – eine Viertelstunde

Schönheitspflege pro Tag sollte genügen. Wichtiger noch war es, dabei möglichst schamhaft zu sein, sich insbesondere nicht selbst nackt anzusehen, weshalb auch oft dem Badewasser trübende Substanzen beigefügt oder ein Hemd zum Baden empfohlen wurden.

**„Die Unaussprechlichen“  
Beinkleider für Frauen - Unterhosen für Männer**



Nach der Reinigung folgte das Ankleiden. Die Unterwäsche der Frauen bestand bis Mitte des 19. Jahrhunderts lediglich aus dem etwa knielangen weißen Unterhemd. Hosen als das männliche Kleidungsstück schlechthin, galten auch in Form einer



Unterhose für Frauen lange Zeit als schamlos und unweiblich. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts setzten sich in bürgerlichen Schichten die weißen, oft üppig mit Rüschen verzierten Unterhosen durch. Zunächst wurden sie knielang und im Schritt offen getragen, da dieser Schnitt nicht so sehr an eine Hose erinnerte. Später schloss man sie und versah sie hinten mit einer großen Klappe.

Ebenso wenig wie bei den Frauen gehörte Unterwäsche zur Herrenbekleidung. Das Leinenhemd war meist so lang, das es zwischen den Beinen umgeschlagen wurde – die einzige Form der Unterwäsche. Erst seit 1830 setzten sich die meist langen baumwollenen Unterhosen in bürgerlichen Kreisen durch.

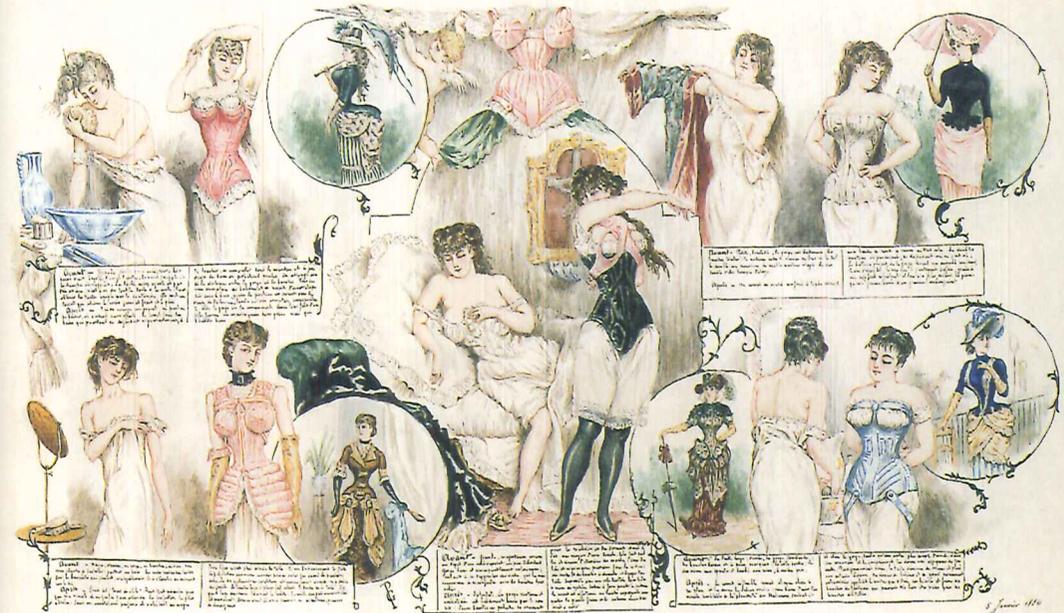
Unterwäsche zu tragen war eine neue und äußerst bürgerliche Angelegenheit, die unmittelbar mit der Durchsetzung der neuen Werte und Tugenden zusammenhing. „Das zweite Mittel der Reinlichkeit ist der öftere Wechsel der Wäsche.“ Die Verpflichtung zum reinlichen Körper zog eine verstärkte Aufmerksamkeit auf die Unterwäsche und ihren Wechsel nach sich. Der gereinigte Körper sollte möglichst wenig Kontakt zu getragenen oder auch mal verschmutzten Kleidungsstücken haben. Da aber Oberhemd, Hose oder Kleid nicht allzu oft gewaschen werden konnten, war die Einführung von Unterwäsche als neue Kleiderschicht das Gebot der neuen Körperhygiene. Die Industrie lieferte zu diesem Zeitpunkt bereits Baumwollstoffe in großen und billigen Mengen, die auch zur Unterwäsche verarbeitet wurden. Das verkürzte

die Zeiten zwischen dem Wechsel der Wäsche und den Waschfrequenzen und schuf die Voraussetzungen für die Durchsetzung der neuen Reinlichkeitsstandards, die den wöchentlichen Wechsel der Wäsche vorsahen.

Gleichzeitig erlebte die Unterhose einen Bedeutungswandel, wurde vom Inbegriff des schamlosen zum schamhaften Kleidungsstück. Sie galt als so intim und privat, dass man nicht darüber sprach und sie nicht zur Kenntnis nahm. Unterhosen hießen jetzt nur die „Unaussprechlichen“. Das Tragen der Wäsche wies die Frauen ebenso als reinlich und rein wie schamhaft aus.

**„... die Mäßigkeit ist unverzichtbar!“  
Korsett und Krinoline.**

Auf die Unterwäsche folgte ein einfacher Unterrock und dann die Körper formenden Kleidungsstücke: Korsett und Krinoline oder Tournüre. Nur kurze Zeit verzichteten die Frauen Anfang des 19. Jahrhunderts auf das Korsett oder Schnürmieder, danach waren diese Kleidungsstücke für fast 100 Jahre ein Muss – zunächst nur für die bürgerliche, um 1900 für jede Frau. Über dem Unterhemd getragen, formte das Korsett je nach modisch gefragter Silhouette mit manchmal brachialer Gewalt den weiblichen Oberkörper: mal wurden die Brüste nach oben geschoben, dann der Bauch flach gedrückt, Hüften oder Hinterteil betont. Immer aber ging es um die schmale Taille. Als Ideal wurde ein Taillenumfang von 46 – 50 cm angesehen, so dass ein Mann sie mit seinen Händen umspannen konnte.



Die Korsetts bestanden aus festen Baumwoll- oder Leinenstoffen, in die zunächst Holz- oder Fischbeinstäbe, später elastischere Stahlfedern eingenäht waren. Anfangs wurden sie fast ausschließlich im Rücken geschnürt, so dass man sie nur mit fremder Hilfe an- und ausziehen und auf das gewünschte Maß bringen konnte. Zum Ende des 19. Jahrhunderts bot die Korsett-Industrie den Vorderverschluss und eine praktischere Schnürung an.

Das Korsett war ein modisches Kleidungsstück, das sehr widersprüchliche Bedeutung und Wirkung hatte. Einerseits war es ein äußerst erotisches Kleidungsstück, wenn es immer wieder neu und anders die weiblichen Geschlechtsmerkmale hervorhob und betonte. Gleichzeitig formte es aber auch ganz andere Eigenschaften ab, die von den Frauen erwartet wurden – zart, zerbrechlich und beschützenswert sollten sie erscheinen. Außerdem spiegelt sich im Korsett wie in keinem anderen Kleidungsstück eine zentrale bürgerliche Tugend wider, die es zu verinnerlichen galt: die Mäßigkeit. Die Bürgerin hatte sich selbst zu

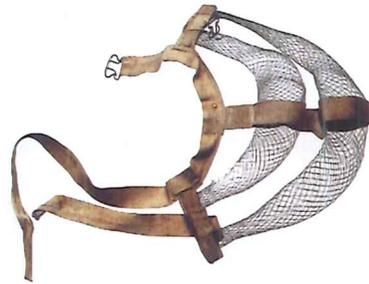
disziplinieren, den Körper und die Sinne in Maß zu halten, jegliche Hemmungslosigkeit im Keim zu ersticken. Für das Korsett hieß das auch: Schnüren auf jeden Fall, aber maßvoll. Die geschnürte Frau präsentierte sich als maßvoll und diszipliniert, als sanft und gesittet. „Legen Sie sich beim Essen Mäßigkeit auf! Das beste Corset und der stärkste Mann können bei einem Körpergewicht von 180 Pfund keine Taille von 46 cm zuwege bringen. (...) Legen Sie Ihr Corset immer in nüchternem Zustand an! (...) Unter gar keinen Umständen sollte eine Dame ohne Corset beim Essen erscheinen, daß dies einerseits der Anstand verbietet, andererseits, um selbst genau ermessen zu können, wann das zulässige Maß erreicht ist. (...) Verzichteten Sie auch im Negligé nicht auf das Corset! (...) Auch wenn das Negligé die Taille nicht nachzeichnet, so wird es die Umwelt und vor allem den Herrn Gemahl schockieren, wenn es deutlich wird, daß das Corset fehlt, ohne das die Dame das Schlafgemach nicht verlassen sollte.“

Formte das Korsett den weiblichen Oberkörper, so hatten Krinoline, Tournüre



oder Cul de Paris dieselbe Funktion für den Unterleib. Unter der Oberbekleidung getragen bildeten sie die jeweils modische Silhouette der Frau.

Mit Ende der Empiremode wurden in den 1820er Jahren weite, stoffreiche und vor allem weit abstehende Röcke wieder modern. Zunächst stützten mehrere, volantsverzierte und gestärkte Unterröcke, die übereinandergezogen wurden, den Oberrock, der auf diese Weise besonders repräsentativ wirkte, oder wie ein Zeitgenosse formulierte „etwas Majestätisches voller Wohlstand“ hatte. 1839 wurde als Ersatz für die vielen Unterröcke die Krinoline auf den Markt gebracht, ein Reifrockgestell aus Rosshaar (Crin = Rosshaar), das begeistertsten Zuspruch fand. „Die Mode kann und muß diese Unterröcke aufnehmen (...) Ihnen verdankt man wirklich, daß die Kleider rund bleiben, sich bauschen und in platten, regelmäßigen Röhrfalten herunterwallen.“ (Journal des Dames et des Modes 15. Juli 1839)



Die Vielzahl der Unterröcke konnten auf zwei reduziert werden: einen kleinen trug man unter der Krinoline, einen zweiten darüber. 1856 wurde die Rosshaarkrinoline wiederum ersetzt durch die leichte Stahlreifenkrinoline, die dann auch die Mode der überweiten Röcke der 1850er und 1860er Jahre ermöglichte. Oberröcke mit einem Umfang von bis zu 6 Metern wurden über den Krinolinen getragen. Auch wenn mit der Industrialisierung große Stoffmengen erschwinglicher geworden waren, war dies eine äußerst üppige Mode, mit der die Frauen demonstrativ den wirtschaftlichen Erfolg ihrer Männer präsentierten. So galt die Krinoline denn auch schnell als Kleidungsstück, das für Verschwendung stand - eine ganz und gar unbürgerliche Unsitte. Nichts desto trotz erfreute sie sich größter Beliebtheit. Aber dem Argument der Verschwendung wurde entgegen gehalten, dass man ja die vielen Unterröcke und damit gleichzeitig Wäsche waschen spare, womit die Krinoline dem bürgerlichen Tugendkanon wieder eingepasst war. Nach 1868 kamen die Krinolinen aus der Mode. Die neue schmalere Silhouette wurde jetzt zunächst von der Tournüre, dann in den 1880er Jahren von dem Cul de Paris geformt.

„Die reine Wäsche wies den Herren als anständigen Bürger und erfolgreichen Geschäftsmann aus.“

#### Das Oberhemd

Über die Unterwäsche zog der Bürger das weiße, gestärkte Oberhemd. Da er in Gesellschaft niemals seinen Rock ablegte, waren Kragen, Manschetten und Hemdbrust die einzig sichtbaren und damit wichtigsten Teile. Ihr makellostes Weiß stand wiederum für Sauberkeit und Reinheit und damit für Ehrbarkeit und Anständigkeit des Bürgers, dessen Gewissen so rein wie sein Kragen war. Folglich musste der ehrbare Bürger täglich sein Oberhemd wechseln.

Wer sich keine Hemden leisten konnte, bei denen Hemdbrust, Kragen und Manschetten fest angenäht waren, griff auf solche mit anknöpfbaren Teilen zurück. Sie wurden täglich gewechselt, das eigentliche Hemd ein- bis zweimal die Woche. „Während schon eine einfache Knitterung unserem Weißzeug den Eindruck der Tadellosigkeit (sic!) und Eleganz zu nehmen vermag, und der geringste Flecken an Kragen und Manschetten ihren Wechsel bedingt (...) ist man dem Hemd gegenüber in geringerem Maße anspruchsvoll. Nie darf die Nachsicht, die es erfährt, indessen so weit gehen, das weiße Leinwandhemd länger als acht Tage zu tragen; dem allgemeinen Brauch nach wird es in der Woche zweimal gewechselt.“ (Johanna von Sydows, Moden und Toiletten-Brevier, 1877) Die neu entstandene Wäscheindustrie bot den Herren ein breites Sortiment an, zu dem auch Papierkragen und pflegeleichte gummierte Hemdbrustteile gehörten.



Der weiße Kragen – white collar – wurde zum Symbol der bürgerlichen Schicht und der für sie typischen Berufswelt. Er grenzte den Bürger von den unteren Schichten ab, die in farbigen und weiteren Hemden zur Arbeit erschienen.

„So viel Unheil quillt aus dem schmutzigen Unterröcke.“

#### Der Unterrock

Hatten manche Frauen bereits über der Unterwäsche einen Unterrock gezogen, so folgten auf Krinoline oder Tournüre zwei weitere: ein kurzer, weißer Halunterrock, der so genannte „Anstandsunterrock“, und ein meist farbiger aus Seide. Dieser „Kostümunterrock“ oder „Jupon“ war oft aufwändig wie Oberbekleidung mit Rüschen und Schleppe gearbeitet. Die weißen Unterröcke waren mit Stickereien und Spitzen verziert.

Sozialen Aufstieg und Wohlstand erreichte der Bürger durch Tüchtigkeit, Fleiß und eigene Leistung. In Punkto Fleiß stand seine Gattin ihm in nichts nach, auch wenn sie vom Erwerbsleben ausgeschlossen war.





Zwischen ihrer kurzen Schulzeit und ihrer Verheiratung – oft nicht vor Mitte Zwanzig – hatte sie bereits unzählige Stunden damit verbracht, ihre Aussteuer anzufertigen und zu verzieren. Auch in der Ehe ruhten ihre Hände selbst in Mußestunden nicht, sondern waren immer mit einer Handarbeit oder der Ausbesserung von Kleidung beschäftigt. Je mehr Hausarbeit die Frau an ihre Dienstboten delegieren konnte, umso mehr Zeit hatte sie zum Handarbeiten. An dessen Umfang und Aufwändigkeit ließ sich der soziale Status der Frau ablesen.

Die Unterröcke trennten nicht nur Kleiderschichten voneinander, sondern umgaben auch die schamhafte, anständige Frau wie ein Schutzwall. Trotzdem stieg der Unterrock zu einem erotischen Kleidungsstück auf. Verführerisch hob die Frau beim Gehen und Treppensteigen ihren Rock und

ließ kaum mehr als den Saum ihres obersten Unterrocks sehen. Auch das Knistern und Rascheln, wenn Seide auf Seide rieb, das so genannte Frou-Frou, ließ Männerherzen höher schlagen.

### Die Große Wäsche

Wöchentlich saubere weiße Unterwäsche, weiße Unterröcke und Oberhemden, täglich einen blütenweißen Kragen und Manschetten, eine reine Schürze, Häubchen, Taschentücher, Ausputz – insbesondere der Anteil an weißen Kleidungsstücken, die bekanntlich am schwierigsten zu reinigen sind, stieg im 19. Jahrhundert enorm an. Enthielt doch das Tragen von sauberer weißer Kleidung ein symbolhaftes Bekenntnis zu Reinlichkeit und Reinheit. Gleichzeitig war 'Weiß' als Farbe im Bürgertum umgedeutet worden zum Symbol des Unvermischten, der Trennung des Guten, Schönen, des Nützlichen vom Schlechten, Hässlichen und Überflüssigen und damit die Farbe des modernen Menschen schlechthin.

Mit den neuen Reinlichkeitsstandards wurden die Anforderungen an die Hausfrau, die dafür verantwortlich war, dass ihre Familie ausreichend mit sauberer, tadelloser Wäsche versorgt war, erheblich gesteigert. Da in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die traditionellen zwei bis drei großen Wäschen im Jahr noch üblich waren, musste die Hausfrau die Wäsche sparsam und weitsichtig einteilen. Dies setzte natürlich einen gewissen Vorrat voraus, über den nicht jeder Haushalt verfügte und der deshalb öfter waschen musste.

Über Monate wurde die schmutzige Wäsche gesammelt – zusammen mit der Haushaltswäsche konnten da in einem gut situierten Haushalt an die 300 Teile zusammenkommen – und dann in einer großen Aktion gereinigt. Zum Schutz der Wäsche vor Lagerschäden und aus hygienischen Gründen empfahlen manche Haushaltsratgeber eine Vorwäsche gleich nach dem Gebrauch.

Die große Wäsche war eine mühselige, kräftezehrende Prozedur, deren zahlreiche Arbeitsgänge genau aufeinander abgestimmt waren. Eine gute Hausfrau wusste, wie sie Wasser, Seifen und Holz zum Heizen der Bottiche sparsam und effektiv einsetzen musste. Bis alle Wäsche und Kleidung gereinigt, gebleicht, gestärkt, gebügelt, geflickt und wieder in die Schränke einsortiert war, vergingen mehrere Tage.

**„Gut gekleidet sein,  
heißt nicht auffallen“  
Oberbekleidung**

Die Oberbekleidung wählte die Bürgerin je nach Anlass: Im Haushalt trug sie ein schlichtes Tageskleid, das ihren Sinn für sparsames Wirtschaften erkennen ließ. Bei dem Kleid für Promenade oder Visite und erst recht für gesellschaftliche Ereignisse achtete sie stärker auf Eleganz, neueste Mode und wertvolle Materialien. Was zu welchem Anlass schicklich und angemessen war, darüber gaben die zahlreichen Ratgeber Auskunft. Ein hochgeschlossenes Kleid mit langen oder halblangen Ärmeln entsprach auf alle Fälle dem Anstand. Entscheidend für



die Wahl des Kleides musste immer sein, dass es dem Anlass gemäß war, denn „das gute Kleid nützt nichts, wenn es zur falschen Zeit getragen“. „Wir können die Kleidung in vier Abschnitte teilen: Die Morgenkleider, bezw. Negligee oder Deshabillee; die einfachen Kleider für das Haus, deren man sich aber oft auch auf der Straße, bei Einkäufen, bei schlechtem Wetter u.s.w. bedient; drittens die Kleider für die Straße, zu Besuchen und zum Empfang im eigenen Hause; und endlich die Anzüge, welche bei Mahlzeiten, in



Konzerten und Theatern, in Gesellschaften und oft sogar auf Bällen getragen werden. (...) Spitzen, reicher Schmuck und schwere Stoffe sind nur des Abends bei reichem Anzuge zu tragen; auf der Straße (...) ist dergleichen streng zu vermeiden. (...) Das sind Verstöße gegen den guten Ton.“ (Ehhardt, Der gute Ton in allen Lebenslagen.

Hatte der Kleideraufwand durchaus die Funktion, den vom Gatten erarbeiteten Wohlstand und den gesellschaftlichen Rang der Familie zu demonstrieren, so wurde das Kleidungsverhalten der Frau zugleich als verschwenderisch und modesüchtig kritisiert. Der große Aufwand hinsichtlich Materialfülle, Schnitt und Schichtung der weiblichen Kleidung sowie die hierdurch eingeschränkte Bewegungsfreiheit und erzwungene Körperhaltung betonten nicht nur den Unterschied zwischen den sozialen Klassen, sondern auch zwischen den typischen bürgerlichen Geschlechterrollen.

Der repräsentativen Garderobe der Frauen standen die schlichten Herrenanzüge gegenüber. Der Herrenanzug erhielt seine Form, die er bis heute beibehalten hat, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Farbigkeit, geschnürte Zierlichkeit und Variierbarkeit der Männermode des Biedermeier wurde zugunsten einer grauen, tech-



nisierten und körpernegierenden Nicht-Mode aufgegeben. Es galt, die sittliche Tadellosigkeit zu demonstrieren, die Eitelkeit als unmännliche Eigenschaft völlig abzulegen. Wie das Kleid musste auch der Anzug immer der Gelegenheit angemessen sein und das Wissen um diese Angemessenheit machte den Bürger zum guten Bürger.

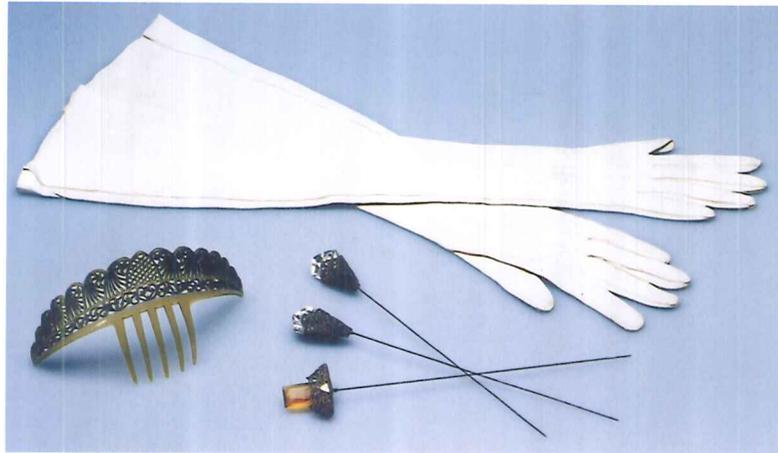
Die geforderte Natürlichkeit und Reinlichkeit kam nicht nur unmittelbar in der Kleidung zum Ausdruck, sondern sollte gleichermaßen vom Verhalten, der Haltung des Mannes getragen sein. Ein zeitgenössischer Sitten- und Höflichkeitsspiegel empfahl unruhige Bewegungen und eine ausgeprägte Mimik zu vermeiden. Der Schnitt des Herrenanzugs unterstützte die Forderung, indem er große, schnelle Bewegungen verhindert. Der Bürger zupfte auch nicht ständig an seiner Kleidung herum; in dem Bewusstsein, akkurat und richtig gekleidet zu sein, entwickelte er die Gelassenheit für sein gefordertes natürliches Auftreten. Auch das Verhältnis zur Mode musste ein moderates sein: übertrieben modisches oder unmodesches Verhalten machte den Bürger zum Sonderling außerhalb der Gesellschaft.



### Accessoires Perfektion, Akkuratess, Pünktlichkeit und Erfolg

Vollständig angezogen waren Bürgerin und Bürger nur, wenn sie neben der Kleidung auch die notwendigen und anlassgerechten Accessoires trugen, die ebenso wie die Kleidung ihrer Gesinnung Ausdruck verliehen.

Die Accessoires der Herren waren entsprechend der Kleidung zunehmend sachlicher und nüchterner geworden. Das verspielte und farbige Beiwerk früherer Zeiten passte nicht mehr zu dem rationalen, sachlichen Mann. In der „Gartenlaube“ heißt es 1892: „Schon ein allzu rother oder blauer Schlips, das Hervorschauen eines bunten Taschentuchs, ja die Blume im Knopfloch erscheint des ‚ernsten‘ Mannes unwürdig. (...) Für sich wagt keiner von uns die graubraune oder schwarze Grundstimmung unserer Kleidung zu durchbrechen.“ Gedeckte Farben und Weiß bestimmten auch das Zubehör. Ein steifer, sauberer Hemdkragen und eine ordentlich gebundene Krawatte, ein sauberes, weißes Taschentuch, ein



dunkler, steifer Hut oder gut geputzte Schuhe – alles dies wies den Bürger als korrekt, ordentlich und sauber aus. Einzige Schmuckelemente waren die oft wertvollen Hemd- und Manschettenknöpfe oder die Taschenuhr an der Uhrkette. Und letztere spiegelt das stets präsente Bewusstsein für Zeit und Zeitökonomie, für Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit.

Auch für die Frauen wurde die kleine Taschenuhr, für die die Kleider nun winzige Täschchen vorsahen, obligatorisch, hatten sie sich doch ebenfalls der Zeitökonomie und Pünktlichkeit verschrieben. Und natürlich hatten auch hier die Schuhe geputzt, der Ausputz weiß und gestärkt zu sein. Die übrigen Accessoires unterschieden sich allerdings deutlich von denen der Männer. Insbesondere der möglichst echte Schmuck zierte die Frauen und demonstrierte gleichzeitig den wirtschaftlichen Erfolg des Ehemannes. Aber auch hier ging es nicht immer um die reine Repräsentation. Wenn die beliebten Chatelaines ausgestattet waren mit Handarbeitsgerät, verwies selbst dieser Schmuck wieder auf die nie ruhende und immer fleißige Hausfrau.

*„Ehe sie das Haus verlassen, lassen Sie sich von den Ihrigen sagen, ob alles gehörig ordentlich und reinlich an Ihnen ist.“*

#### Die Straßenkleidung

Die Arbeits- und Produktionsverhältnisse im 19. Jahrhundert veränderten gleichermaßen das private und öffentliche Leben der Gesellschaft. Die bürgerliche Öffentlichkeit des 19. Jahrhunderts war männlich geprägt. Dies lässt sich u.a. an der Bekleidung ablesen. Kleidung und Schuhwerk des Mannes sind darauf ausgerichtet, sich zu bewegen: Funktionalität verbindet sich mit dezenter Eleganz. Die Frau hingegen, die den öffentlichen Raum betritt, erfüllt eine Repräsentationsfunktion: sie stellt den gediegenen Reichtum ihres Mannes durch Müßiggang und geschmackvolle, angemessene Kleidung zur Schau. Die Straßentoilette wird für Besuche, die in der Regel vor dem Mittagstisch gemacht werden, sowohl von Besuchendem als auch von dem Empfangenden getragen. „Den Hut behalte der Besucher in der Hand und stütze ihn elegant auf das rechte Knie, bis er zum Ablegen aufgefordert wird.“ (Damen-Conversations-Lexikon.

*„In the past, shoes could stink. In the present, shoes can blink. In the future, shoes will think.“*

#### Die Industrialisierung der Tugenden - Heute

Die Werte und Normen, die Tugenden, die die bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert für sich ausgebildet hat, besitzen bis heute Gültigkeit – bewusst oder unbewusst. Nach wie vor ist es die Kleidung, die diese Vorstellungen von Pünktlichkeit, Natürlichkeit, Ordentlichkeit und Sauberkeit transportiert. Der zu konstatierende Wandel betrifft die Mittel, mit denen die Tugendhaftigkeit erreicht wird. Die Waschmittelindustrie stellt immer neue Produkte vor, die die Wäsche noch schneller noch sauberer machen. Textilien werden zunehmend häufiger mit neuen Ausrüstungsverfahren zu „intelligenter“ Kleidung, die ihrem Träger die Sorge um mögliches Fehlverhalten abnimmt. In Unterwäsche, Socken und Sportbekleidung sind ‚Antitranspirationsfasern‘ eingearbeitet, die das Wachstum von Gestank produzierenden Bakterien hemmen. Textilien aus schmutzabweisenden, knitterarmen Materialien sind ebenso auf dem Markt wie die formstabile Hose mit ‚permanent-pressed‘ Bügelfalte. Integriert in die Jacke aus Elektromog abschirmenden ‚Anti-Stress‘-Fasern sind Handy oder Timer mit Erinnerungsfunktion – beides längst als gängiges Modeaccessoire in passender Trend-Farbe zu haben für den schnellen modernen Menschen.

Diese Industrialisierung der Tugenden erbringt vor allem eine Zeitersparnis und entspricht somit einer der wichtigsten bür-



gerlichen Kerntugenden: der Sparsamkeit und Zeitökonomie. Dem Körper selbst, als Ausdruck von Persönlichkeit, wird heute mehr Aufmerksamkeit als je zuvor geschenkt. Unterschiedlichste Mittel dienen der Idealisierung des Körpers, der den Anforderungen der modernen, urbanen Kommunikationsgesellschaft gerecht werden soll.

## "Lehre vom Schönen als Einheit des äußeren und inneren Menschen"

### Bürgerliche Kleidung von Innen und Außen

Die Begriffe des Innen und Außen lassen sich in bezug auf Körper und Kleidung des Menschen unterschiedlich verstehen. In der Ausstellung werden die Formen von Veräußerlichung und Verinnerlichung, von Schein und Sein, von Oberfläche und Tiefe auf verschiedene Weisen bearbeitet.

Zum einen geht es um das Verhältnis von Körper und Kleid, um die Grenzziehung zwischen Innen und Außen, d.h. um durchaus physisch Erfahrbares. (1) Zum anderen stehen Werte – Tugenden – im Mittelpunkt: Immaterielles, Verinnerlichtes, das eine Veräußerlichung erfährt. (2) Diese Materialisierung vollzieht sich u.a. vermittels Bekleidung. Diese Kleidung hat wiederum ein Inneres und ein Äußeres, das zu betrachten weitere Erkenntnisse bringt. (3)

#### (1) Das weiße Hemd

Die Vorstellungen von Hygiene und Gesundheit sind gleichermaßen einem historischen Wandel unterworfen. Der Umgang mit Bekleidung kann als Indikator für bestimmte Körperbilder und ebensolchen Vorstellungen dienen.

Die Wäsche, die wäscht: Bis zum späten 18. Jahrhundert wurde die Meinung vertreten – auch von Medizinerinnen – dass Wasser

und Luft dem Körper schaden. Das Hemd als Körpergrenze diente somit vor allem dem Schutz des Körpers vor diesen schädlichen Elementen. Die enge Schnürung der Kleidung, aber auch die Perücken, das Pudern und Parfümieren schließen den Körper nach außen hin ab. Die Reinhaltung des Körpers geschah durch das Wechseln der Wäsche.

Im bürgerlichen 19. Jahrhundert änderten sich diese Einstellungen grundlegend: der Körper musste regelmäßig gewaschen und von unangenehmen Gerüchen befreit werden. Die weiße Kleidung diente als Indikator für das Maß an Reinlichkeit, d.h. sie transportierte die Tugenden der Ordnung und Sauberkeit an die sichtbare Außenseite.

„In unseren Zeiten (...) wird eine, in allen ihren Einzelheiten übereinstimmende und gleich schöne Leibwäsche, beim bloßen Anblicke, das untrüglichste Kennzeichen einer höheren und solideren Stellung in den Verhältnissen des Lebens als jene, nur auf den Außenschein alle Kräfte Verwendenden je erreichen werden.“ Unter Lingerie oder Weißzeug wird im 19. Jahrhundert die Leibwäsche und der Ausputz der Frau zusammenfassend bezeichnet. Zum Ausputz gehören Tücher, Hauben, Kragen, Manschetten, Vorärmel und Einsätze aus weißen Stoffen, vor allem aus Mousseline, Gaze, Battist. Entsprechend gab es für den Herrn Hemdbrust, Manschetten und Kragen. Für das ‚vollkommene Oberhemd‘ wurden diese Elemente fest mit dem Hemd verbunden, also angenäht. Die etwas weniger elegante Variante war das Hemd mit steifer Brust und festen Manschetten, bei dem nur der Kragen gewechselt wurde. Wer sich auch

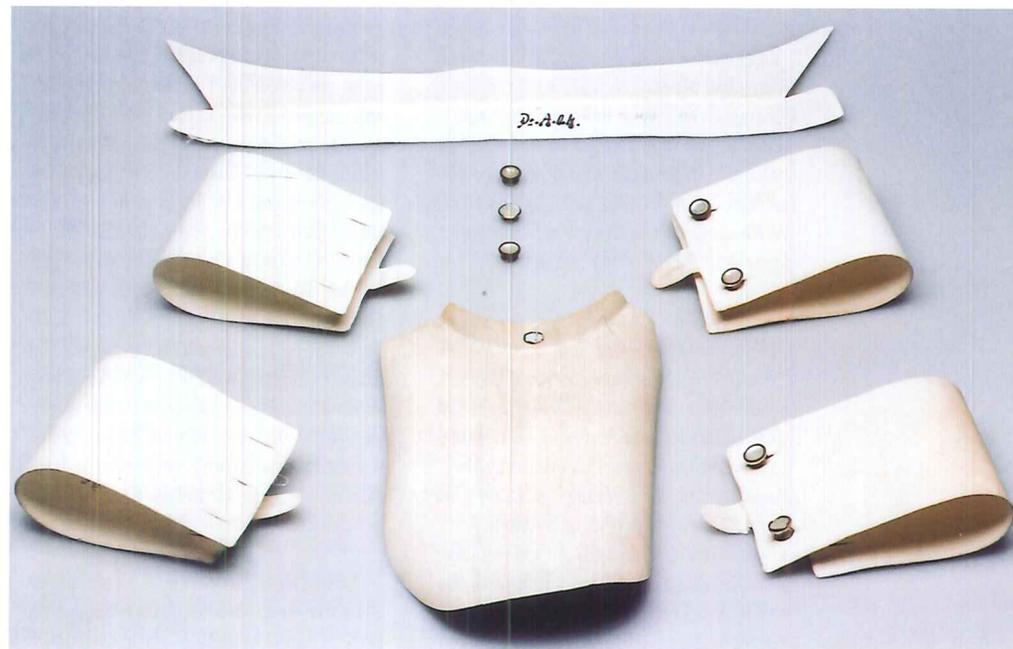
das nicht leisten konnte, knöpfte Kragen und Manschetten an und band die Hemdbrust um.

Die Verinnerlichung, also der umgekehrte Weg wird für die bürgerliche Kindererziehung empfohlen: das weiße Kleid mache eine ‚durchgehende Reinlichkeit, Waschen und Baden der Kinder‘ nötig. D.h. diese Notwendigkeit wird von außen zugeführt, um ein tiefverankertes Bewusstsein für Reinheit zu schaffen.

Die Haut als empfindsames Organ bildet die Grenze zwischen Innen und Außen, die es zu schützen gilt: vor Blicken (inklusive der eigenen) und vor Schmutz.

Mit den invasiven Möglichkeiten moderner Medizin sowie Praktiken der Körperverzierung wie Implants und Piercings hat sich die Grenze ein weiteres Mal verschoben. Die Kleidung kann jedoch auch oder besonders heute wieder als Schutz vor den gefährlichen Elementen dienen. T-Shirts (der Nachfolger des weißen Hemdes) mit Lichtschutzfaktoren, Stoffe antibakteriell oder desodorierend ausgerüstet und eine Teflon-Beschichtung verhindert das Verschmutzen der Kleidung.

Multifunktional dient Kleidung gegenwärtig zur Erhaltung der bürgerlichen Tugenden und gleichzeitig dem Schutz vor Klimaeinflüssen und Krankheit.



## (2) Vestignomie

Die Persönlichkeitsauffassung des 19. Jahrhunderts basiert auf der Annahme, dass das äußere Erscheinungsbild und das innere Wesen des Menschen übereinstimmen. Es bot sich daher an, das Äußere eines Menschen, sein Verhalten, seine Sprache und vor allem seine Kleidung genau zu betrachten. Über die Beobachtung dieser konkreten Veräußerlichungen gelangte man zur Beurteilung seiner Mitmenschen.

„Sprich, geh' spazieren, iß, zieh dich an, und ich werde dir sagen, wer du bist!“ Die zeitgenössischen Zitate zeigen, wie komplex die Kleiderlesungen der Bürger waren: In einem Herrenbrevier findet man über Kleidung von der Stange folgende Aussage: „Dergleichen ist ebenso schlimm, als wenn man seine Meinungen und Ansichten, seinen Charakter und seine Bildung fertig kauft (aus Faulheit oder Mangel an Fähigkeit, selber das Seinige daran zu tun), denn gerade all diese inneren Dinge sollen ja durch unsere Kleidung auch äußerlich zur Geltung kommen.“

Ein Damen-Conversations-Lexicon aus den 1830er Jahren empfiehlt der Bürgerin: „Wenn ferner die weibliche Kleidung die Schönheit im strahlenden Licht zeigen soll, muß in ihr strengste Ordnung und höchste Sauberkeit herrschen. Das Weib ist der Repräsentant der Ordnung, Sitte und jeder bürgerlich-häuslichen Tugend. Aber wie könnte diese bestehen, wenn Unordnung und Nachlässigkeit im Anzuge auf unweibliche Richtungen schließen lassen? Reinlichkeit ist unzertrennlich von jenen Begriffen

und die Sorgfalt dafür kann nie zu weit getrieben werden. Die reichste Toilette wird nie das Auge blenden, das in verräterischen Momenten einen Mangel jener Tugend entdeckt. Die Aufgabe der Frau ist, einem Manne die Idee des Besitzes unendlicher Schätze zu gewähren, aber die Reinlichkeit in jeder Beziehung ist das erste Mittel zur Erhöhung jener Schönheit, und nichts kann so sehr den Bewunderer der Schönheit abschrecken, als die Spur einer Unvollkommenheit, welche die Folge einer vernachlässigten Toilette ist.“

Balzac, der Beobachter der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, schreibt: „...dann werden Sie sofort alle erkennen: den Bureau-menschen an den abgewetzten Ärmeln, an der langen, horizontalen Linie, die sich auf seinen Kleidern ausprägt, weil er sie immerzu an die Lehne des Stuhles gedrückt hat, wenn er eine Prise nehmen oder sich von den Anstrengungen des Nichtstuns erholen wollte. (...) Den Flaneur an den ausgeweiteten Hosentaschen, in die er seine Hände steckt. Den Krämer an der außerordentlichen Weite seiner Taschen, die immer gähnen, als würden sie sich beklagen, weil die gewohnten Pakete nicht in ihnen drin sind. Kurz und gut, ein mehr oder weniger reiner Kragen, ein Rock voll Puder und Pomade, abgebrauchte Knopflöcher, die mehr oder weniger ausgerissen sind, ein hängender Rockschoß, die Steifheit eines allzu neuen Rockes, all das sind unfehlbare Anzeichen der Berufe, der Sitten und Gewohnheiten.“

Das Diktum „Wie innen, so außen“ ist ein fester Bestandteil des bürgerlichen Weltbildes. Dieser Vorstellung der Einheit von



Innerem und Äußerem war eine ganze Wissenschaft gewidmet: Die Ethologie ist die Wissenschaft vom menschlichen Charakter, wie er sich aus dem Äußeren des Menschen ableiten lässt.

Des weiteren sind die Kontrolle des Gefühlslebens und die Vermeidung von Spontaneität, die als abnorm empfunden wurde, von zentraler Bedeutung. Der Begriff der Steifheit eignet sich, diese Aspekte aufzuzeigen. Balzac konstatiert das Rauhe und Schrofne der Kleidung, das er auf die Verwendung von Steifleinen in der Schneiderei zurückführt. Weiche, schmiegsame Stoffe können mit Hilfe von Steifleinen, Kragensleinen und Rosshaar verfestigt und in die gewünschte Form gebracht werden. Körper und Kleid nehmen Haltung an. Faltenlosigkeit – die Ausnahmen bilden die Bügelfalte und akkurate Plissées – ist das erklärte Ziel. Balzac sucht nun das Steifleinen in anderen Bereichen auf und findet es in der Literatur,

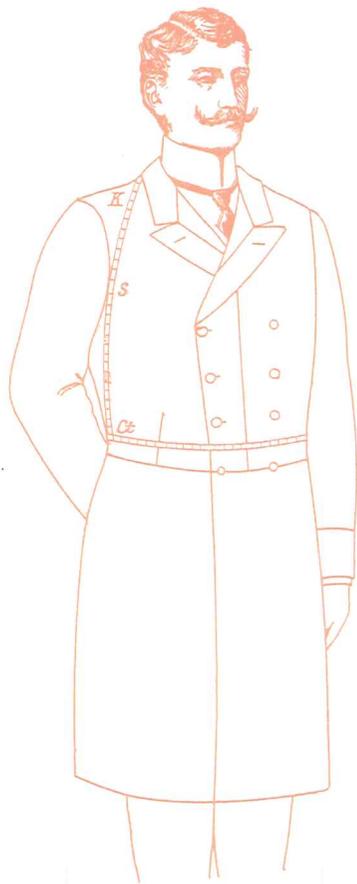
dem Theater, der Philosophie, der Malerei, selbst in den Beinen der Primaballerina Taglioni, in der Moral und den Sitten und in der Politik seiner Zeit. (Physiologie de la toilette) Das Steifleinen wird hier zum Synonym für eine vollständig selbstkontrollierte Gesellschaft, die jede Gefühlsregung gezielt einsetzt und nicht spontan reagiert.

## (3) Der Bürger steckt im Detail

Im 19. Jahrhundert „betrachtete man die Kleidung als Zeichen für den Charakter, und wer die Besonderheiten eines ihm fremden Menschen aus dessen Kleidung abzulesen versuchte, berief sich dabei nach wie vor auf eine Ästhetik des Details.“ Die Bedeutungen dieser vestimentären Details lassen sich heute vielfach nicht mehr rekonstruieren, da es sich um ‚stillschweigend festgesetzte‘ Regeln handelte, die zudem einem schnellen Wechsel unterworfen waren.



Saubere Verarbeitung: Vergleicht man die Kleidung der Aristokratie des 18. Jahrhunderts mit der des bürgerlichen 19. Jahrhunderts hinsichtlich Material und Verarbeitung, lassen sich große Unterschiede feststellen. Die edlen, reich bestickten und gemusterten Seidenstoffe wurden durch Baumwoll- und Wollstoffe ersetzt. Die Herrenkleidung verliert im Verlauf des 19. Jahrhunderts jegliche Musterung und Verzierung. Die Verwendung von Seide wird



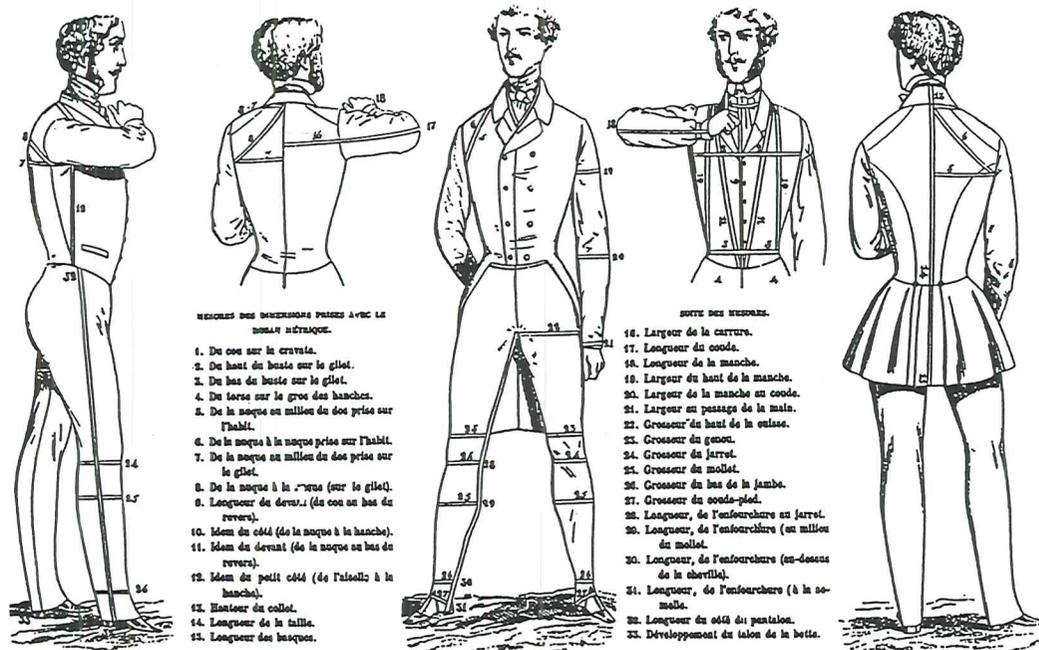
reduziert auf die Krawatte und auf den Spiegel des Frackrevers. Wollstoffe können aufgrund ihrer Beschaffenheit dauerhaft geformt werden und so für die Idealisierung des bürgerlichen Körpers eingesetzt werden: Die Dressur von Anzug und Bürger. (Unter Dressieren versteht man in der Schneiderei das Formbügeln von Schnittteilen vor dem Zusammennähen).

Für den ‚Leser‘ wird es dementsprechend schwieriger, den Code zu entziffern. War der Reichtum anhand von Goldstickereien, schwerer Seide, aufwendiger Spitze und anderen kostbaren Materialien leicht zu erkennen, erfordert es nun genaue Kenntnisse hinsichtlich erstklassiger Tuche und der Meisterschaft des Schneiders. Feine Stiche und gut ausgebügelte Nähte sollen die Schnittteile optisch verschmelzen lassen, Farbe und Stärke der Nähfäden werden auf das Material genau abgestimmt.

Die Kleidungsstücke werden mit passenden Stoffen abgefüttert um jegliche ‚Unordnung‘ zu verdecken. Das ‚Innenleben‘ der Kleidungsstücke gibt Auskunft über die Qualität des Schneiders und die Wertmaß-

stäbe des Trägers. Die Behandlung der offenen Schnittkanten, die Größe und Regelmäßigkeit der Stiche an nicht sichtbaren Stellen, die Verwendung von verschiedenen Materialien und Bändern zur Verstärkung.

Im 18. Jahrhundert lässt sich die Innenseite eines Kleidungsstückes wie ein Inventar des Kleiderschranks lesen: das Futter wurde zusammengestückt aus Resten älterer Kleidung und aus minderwertigen Stoffen. Der Bürger des 19. Jahrhunderts entscheidet sich für die Ordnung und nicht für die Sparsamkeit: Die Innenverarbeitung, besonders des Herrensakkos, bringt eine Differenzierung der Materialien hervor. Man unterscheidet zahlreiche Einlagestoffe sowie Ärmel-, Taschen-, Kniefutterstoffe.



MEASURES DES DIMENSIONS PRISES AVEC LE MONTAN METRAGE.

1. Du cou sur la cravate.
2. De haut de buste sur le gilet.
3. De bas de buste sur le gilet.
4. De tors sur le gros des hanches.
5. De la ceinture au milieu du dos prise sur l'habit.
6. De la ceinture à la ceinture prise sur l'habit.
7. De la ceinture au milieu du dos prise sur le gilet.
8. De la ceinture à la ceinture (sur le gilet).
9. Longueur de devant (du cou au bas du revers).
10. Idem du côté (de la ceinture à la hanche).
11. Idem du devant (de la ceinture au bas du revers).
12. Idem du petit côté (de l'aisselle à la hanche).
13. Hauteur du collet.
14. Longueur de la taille.
15. Longueur des basques.

SUITE DES MESURES.

16. Largeur de la ceinture.
17. Longueur du coude.
18. Longueur de la manche.
19. Largeur du haut de la manche.
20. Largeur de la manche au coude.
21. Largeur au passage de la main.
22. Circonférence de haut de la ceinture.
23. Circonférence du genou.
24. Circonférence du jarret.
25. Circonférence du mollet.
26. Circonférence du bas de la jambe.
27. Circonférence du coude-pied.
28. Longueur de l'enfourchure au jarret.
29. Longueur de l'enfourchure (en milieu du mollet).
30. Longueur de l'enfourchure (au-dessus de la cheville).
31. Longueur de l'enfourchure (à la semelle).
32. Longueur du côté du pantalon.
33. Développement du talon de la botte.



Die Tugend der Sparsamkeit drückt sich in einer Qualität, die lange hält, in einem sorgsamem Umgang und der Wiederverwertung der Kleidung aus: Kragen werden gewendet, es werden Ärmelschoner getragen und abgetragene Stücke zu Putzlappen und Ähnlichem umfunktioniert. „In der Tat, die Sparsamkeit ist ein unumgänglicher Faktor unseres Lebens. Sie ist der Nerv jeder guten Verwaltung, aber sie ähnelt dem Öl, das geschmeidig und sanft macht, die Räder einer Maschine gut laufen lässt, aber

man darf es weder sehen noch gar riechen.“ (Balzac)

Einfachheit und Vernunft als Devisen für Herrenkleidung: Der Herrenanzug verändert sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in kleinen Schritten. Das Ergebnis ist eine funktionale, schlichte Kleidung, die den männlichen Körper entsexualisiert und den Kopf betont. Die vorherrschende graue Farbe unterstreicht die Aussage der Abstraktion und Technisierung.

Schnittdetails verweisen auf diesen langsamen Wechsel: Die Funktionalität des Herrenanzuges drückt sich einerseits im Eliminieren von überflüssigem Tand, blinden Knopflöchern und Schmuck aus und andererseits in der Spezialisierung von Details wie z.B. Taschen für das Einstecktuch und für die Uhr. Die Rockform des Biedermeier betont die Taille und gibt den Blick auf das Geschlecht des Mannes frei. Die spätere Sakkiform ist untailliert, vorne geschlossen und verdeckt Hosenschlitz und -latz. Die häufig verwendeten verdeckten Knopfleisten verstecken zum einen den Knopf als Schmuck und zum anderen den Ort des Öffnens als Zugang zum Körper.

Die Tugenden der Ordnung, der Sparsamkeit, der Sauberkeit und des Maßhaltens lassen sich in der Bekleidung des Bürgers sowohl im Detail als auch in der Gesamterscheinung erkennen, die zeitgenössische Literatur macht deutlich, daß diese Analogie beabsichtigt war und bewusst eingesetzt wurde.



## Kulturgeschichte des Bürgertums in der Kleiderforschung

Auf der Basis gemeinsamer Lebens- und Verhaltensformen entwickelte das Bürgertum eine eigene Kultur, die eine Identität stiftende Wirkung besaß. Über verbindliche Werte und Normen, eine spezifische Gefühlswelt und geregelte Umgangsformen definierten sich die unterschiedlichen Gruppierungen innerhalb des Bürgertums als eigene Schicht. Die Bürgertumsforschung beschreibt eine Reihe von zentralen Elementen der bürgerlichen Kultur, wozu u.a. eine positive Grundhaltung gegenüber regelmäßiger Arbeit zählt, die Trennung der Arbeitswelt von der Privatsphäre, wobei erstere auf Zweckmäßigkeit und Leistung ausgerichtet ist, das familiäre Leben dagegen auf emotionale Geborgenheit. Diese Trennung korrespondiert mit der stark ausdifferenzierten Ausformung der Geschlechterrollen, die den Mann der Arbeitswelt zuordnet, der Frau Heim und Familie zuweist. Liberale Tugenden wie Freiheitsliebe und Toleranz oder solche wie Fleiß und Ordnung gehören zum Wesen bürgerlicher Kultur ebenso wie eine bestimmte Art zu kommunizieren, sich einzurichten oder auch die Art und Weise sich zu kleiden, die Kleidung selbst sowie der Umgang mit ihr. Voraussetzung war eine gewisse materielle Grundlage, um ein bürgerliches Leben führen zu können, im Fall der Kleidung die vorgeschriebenen „Kleiderordnungen“ erfüllen zu können.

Die Ausstellung „Kleider machen Leute“ präsentiert die bürgerliche Kleidung



der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht als eine rein mode- und kostümgeschichtliche Ausstellung, sondern unter bestimmten Fragestellungen, die sich mit der Formierung der bürgerlichen Schicht auseinandersetzen. Wie spiegeln sich bürgerliche Tugenden in der Kleidung und im Kleidungsverhalten, bzw. wie sind sie an der Kleidung ablesbar? Inwieweit wird Kleidung und Kleidungsverhalten zum Maßstab von Bürgerlichkeit? Inwieweit konstruiert Klei-

dung, der Umgang mit ihr und ein bestimmtes Kleidungsverhalten die soziale Identität der bürgerlichen Schicht?

Mit diesen Fragestellungen schließt sich die Ausstellungskonzeption der neueren sozialhistorischen Forschung an und setzt deren Ergebnisse museal um. Dabei sind der Präsentation im Museum natürlich Grenzen gesetzt. Die Antworten auf die Fragen sind in einer Ausstellung klar und prägnant zu formulieren, die Exponate deutlich in Szene zu setzen. Das Bürgertum wird als solches dargestellt, obwohl es viele Schattierungen und Gruppen hatte.

Das Konzept der Ausstellung „Kleider machen Leute“ entspricht damit dem Gesamtkonzept der textilhistorischen Ausstellungen, wie sie der Standort Ratingen des Rheinischen Industriemuseums seit seiner Eröffnung im Jahr 1996 durchgeführt hat. Während die Dauerausstellung zum Thema der Frühindustrialisierung am Beispiel der Textilindustrie noch weitgehend der sozialhistorischen Konzeption der 80er und 90er Jahre verpflichtet ist und die Industrialisierung und ihre direkten Folgen für die Arbeits- und Lebensbedingungen der Menschen sowie die Veränderungen ihrer Lebensräume in den Vordergrund stellt, so hat sich mit den Sonderausstellungen der Blick erweitert und verändert. Der zentrale Auftrag des Museums, sich mit dem gesellschaftlichen Wandel, den die Industrialisierung in den letzten 250 Jahren und bis heute nach sich gezogen hat, zu befassen, wird deutlich weiter gefasst. Angeregt durch die Hinwendung der Geschichtswissenschaft zur Kulturgeschichte, einbezogen die



Körper-, Frauen- und Geschlechtergeschichte, aber auch Aspekte der Anthropologie und Mentalitätsgeschichte, rücken neue Fragestellungen in den Mittelpunkt.

Im Rahmen dieser erweiterten Konzeption hat der Standort Ratingen seinen Schwerpunkt auf textilhistorische Ausstellungen gelegt, einerseits schließt sich Kleidung/Mode sowohl thematisch wie auch hinsichtlich der Sammlung an das Thema der



Dauerausstellung an, zum anderen ist Kleidung/Mode besonders geeignet, gesellschaftliche Wandlungsprozesse abzubilden, bzw. unter vielfältigen Fragestellungen sichtbar werden zu lassen. Dabei ermöglicht der Blick gerade auf den schnellen und immer wieder beschleunigten Modewechsel, bzw. die sehr schnell verändernden Trage- und Konsumgewohnheiten von Kleidung ein relativ genaues Abbild gesellschaftlicher Veränderungen und veränderter Mentalitäten einzelner Gruppen oder auch einzelner Individuen. Kleidung stellt letztlich einen

hochsensiblen Indikator für solche Prozesse dar, ebenso in struktureller wie in individueller Hinsicht. Von daher verzichtet das Rheinische Industriemuseum auf rein mode- und kostümgeschichtliche Ausstellungen. Kleidung ist historische Quelle, die auf bestimmte Fragestellungen hin untersucht wird. Im Vordergrund der Ausstellungen stehen gesellschaftliche Gruppen und ihr Kleidungsverhalten, d.h. ihre Distinktionsformen, ihre Konsummuster, ihre Mentalitäten und die ihnen zugrunde liegenden Wertesysteme.

Die große Bedeutung, die der Standort Ratingen des Rheinischen Industriemuseums der Kleidung in Bezug auf die genannten Fragestellungen und Interessen zuzuspielt, spiegelt sich auch in der Sammlung wider. In Anbindung an die Konzeption der Dauerausstellung werden Textilien zum einen unter dem Aspekt der Herstellungsprozesse und ihrer technischen und wirtschaftlichen Entwicklung gesammelt. Einem zweiten Ansatz liegen kultur- und sozialwissenschaftliche Aspekte zugrunde. Im Vordergrund stehen Entwicklung und Wandel von Kleidungs- und Konsumverhalten der letzten 250 Jahre. Real getragene Textilien aller Sozialschichten von der Arbeitskleidung bis zur Festtagskleidung werden gesammelt und bilden bereits einen umfangreichen Bestand. Insbesondere der Alltagskleidung gilt das Interesse des Museums, sie macht den größten Teil des Bestandes aus. Haute Couture gehört dagegen ausdrücklich nicht zum Sammlungsbe- reich. Gezielt werden solche Textilien aufgenommen, die Spuren des Tragens und der modischen wie individuellen Anpassung und Veränderung aufweisen, die Hinweise auf die jeweiligen Konsummuster ihrer Träger vermitteln. Neben gezielten Ankäufen insbesondere im Bereich der historischen Kostüme wurde die Sammlung durch eine große Zahl privater Schenkungen aus dem Rheinland zusammengetragen. Bürgerliche Kleidung des 19. Jahrhunderts – von der Unterwäsche über die Tageskleidung bis hin zur Ball- und Straßenkleidung sowohl für Ihn wie für Sie – bildet innerhalb des Bestandes ein umfangreiches Konvolut, so dass für die Ausstellung nur vereinzelt auf Leihgaben zurückgegriffen werden musste. Da der Bestand sowohl Männer- wie Frauenkleidung



umfasst, kann in einer Gegenüberstellung gezeigt werden, wie weit sich bürgerliche Männer- und Frauenkleidung im 19. Jahrhundert auseinander entwickelt haben und wie sich in den Ausgestaltungen die unterschiedlichen Geschlechterrollen widerspiegeln.

Ergänzt wird die textilhistorische Sammlung durch einen umfangreichen Bestand an Modegrafiken, -journale und -fotografien, die Mode- und Körperideale transportieren sowie einen Einblick geben, wie Kleidung real getragen worden ist.

## Literaturverzeichnis:

Als die Frauen noch sanft und engelsgleich waren. Die Sicht der Frau in der Zeit der Aufklärung und Biedermeier, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster, Hrsg. von Hildegard Westhoff, Münster 1995

Ariès, Philippe / Duby, George:  
Geschichte des privaten Lebens, Bd. 4, Frankfurt a. M. 1992

Balzac, Honoré de:  
Physiologie des la Toilette.  
Oeuvre complètes, Tome XX, Paris 1870

Barta, Ilsebill:  
„Der disziplinierte Körper“. Bürgerliche Körpersprache und ihre geschlechtsspezifische Differenzierung am Ende des 18. Jahrhunderts, in: Frauen – Bilder, Männer – Mythen, Berlin 1987

Braddock, Sarah E. / O'Mahony:  
Techno Textiles, London 1998

Brändli, Sabine:  
„Der herrlich biedere Mann“. Vom Siegeszug des bürgerlichen Herrenanzuges im 19. Jahrhundert, Zürich 1998

Budde, Gunilla-Friederike:  
Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840 – 1914, Göttingen 1994

Damen-Conversations-Lexikon,  
Hrsg. Carl Herloßsohn, 1834 - 1836,  
Nachdruck Berlin 1989

Daniel, Ute:  
Kompendium Kulturgeschichte, Frankfurt a. M. 2001

Döcker, Ulrike:  
Die Ordnung der bürgerlichen Welt.  
Verhaltensideale und soziale Praktiken im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1994

Frey, Manuel:  
Der reinliche Bürger, Göttingen 1997

Gay, Peter:  
Die zarte Leidenschaft. Liebe im bürgerlichen Zeitalter, München 1999

Hettling, Manfred / Hoffmann, Stefan-Ludwig:  
Der bürgerliche Wertehimmel.  
Zum Problem individueller Lebensführung im 19. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 23, H. 3 (1997), S. 333 - 359

Hollander, Anne:  
Anzug und Eros. Die Geschichte der modernen Kleidung, Berlin 1995

Im Gewande der Zeit. Mode der Jahrhundertwenden 1800 – 1900 – 2000, Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Fockemuseum Bremen, Text: Uta Bernsmeier, Bremen 2001

Junker, Almut / Stille, Eva:  
Zur Geschichte der Unterwäsche, 1700 – 1960, Frankfurt a. M. 1988

Kleider und Leute. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Voralberger Landesausstellung 1991

Koch-Mertens, Wiebke:  
Der Mensch und seine Kleider, Düsseldorf / Zürich 2000

LeibundLeben.BL.CH.  
Vom Umgang mit dem menschlichen Körper. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung Kantonmuseum Baselland, Liestal 2000

Linke, Angelika:  
Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts, Stuttgart / Weimar 1996

Löneke, Regina / Spieker, Ira (Hg.):  
Reinliche Leiber – schmutzige Geschäfte.  
Körperhygiene und Reinlichkeitsvorstellungen in zwei Jahrhunderten, Göttingen 1996

Maurer, Rudolf:  
Carré-System 1905. Der praktische Zuschneider, Berlin 1905

Pohle, Bettina:  
Kunstwerk Frau. Inszenierungen von Weiblichkeit in der Moderne, Frankfurt a. M. 1998

Poschardt, Ulf:  
Anpassen. Hamburg 1998

Richter, Gerd:  
Belehrendes und erbauliches Lexicon der Sittsamkeit von A bis Z, Gütersloh 1874

Sarasin, Philipp:  
Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765 – 1914, Frankfurt a. M. 2001

Sennett, Richard:  
Verfall und Ende des öffentlichen Lebens.  
Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt a. M. 1995

Steele, Valery:  
The Corset. A Cultural History,  
New Haven / London 2000

Steilmann, Klaus / Hartmann, W. / Ullsperger, A.:  
High Tech Fashion, Witten 2000  
Vigarello, Georges: Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter, Frankfurt a. M. / New York 1988



KLEIDER MACHEN LEUTE



**Kleider**  
machen  
**Leute**

## Literatur

Anziehungskräfte. Variété de la mode 1786-1986, Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Münchner Stadtmuseum. München 1986

Beese, Brigitte / Schneider Brigitte: Arbeit an der Mode. Zur Geschichte der Bekleidungsindustrie im Ruhrgebiet. Essen 2001

Döring, Alois (Hg.): Von Kleidern und Menschen. Kleidungsge-  
wohnheiten an Rhein und Maas im 19. und  
20. Jahrhundert. Köln, Weimar, Wien 1999

Döring, Friedrich-Wilhelm: Vom Konfektionsgewerbe zur Bekleidungs-  
industrie. Frankfurt am Main 1992

Haaf, Elisabeth: Wie dem auch sei, es lebe hoch die Schnei-  
derei. Leidersbach. Vom armen Spessartdorf  
zum Zentrum der Bekleidungsindustrie  
(= Veröffentlichungen des Geschichts- und  
Kunstvereins Aschaffenburg e.V., Band 44).  
Aschaffenburg 1996

Hausen, Karin: Technischer Fortschritt und Frauenarbeit im  
19. Jahrhundert. In: Geschichte und  
Gesellschaft 4 (1978), S. 148-169

Holländer, Anne: Anzug und Eros. Eine Geschichte der  
modernen Kleidung. München 1997

Jaffé, E.: die westdeutsche Konfektionsindustrie mit  
besonderer Berücksichtigung der Heim-  
arbeit. In: Schriften des Vereins für  
Socialpolitik 86 / Hausindustrie und  
Heimarbeit in Deutschland und Österreich,  
Band 3 (1899), S. 99-167

Klersch, Josef / Krings, Emil: Geschichte des Kölner  
Schneiderhandwerks. Köln 1952

Köhle-Hezinger, Christel / Mentges,  
Gabriele (Hg.): Der neuen Welt ein neuer Rock. Studien zu  
Kleidung, Körper und Mode an Beispielen  
aus Württemberg. Stuttgart 1993

Gabriele Mentges / Heide Nixdorf (Hg.):  
zeit.schnitte. Kulturelle Konstruktionen von  
Kleidung und Mode (=Textil-Körper-Mode –  
Dortmunder Reihe zur kulturanthropologi-  
schen Studien des Textilien, Band 1).  
Dortmund 2001

Kühne, Hans-Jörg: Aufstieg und Niedergang der Bielefelder  
Wäsche- und Bekleidungsindustrie am  
Beispiel des Unternehmens Juhl & Helmke  
und der Gebrüder Winkel. In: 83. Jahres-  
bericht des Historischen Vereins für die  
Grafschaft Ravensberg (1996), S. 113-138

Loschek, Ingrid: Reclams Mode- und Kostümlexikon.  
Stuttgart 4 1999

Lutum, Paula: Schneidermeisterinnen in Münster.  
Untersuchung zur historischen Entwicklung  
und aktuellen Berufskultur der selbständigen  
Frauenarbeit im Schneiderhandwerk. Diss.  
Universität Münster 1985

Rouette, Hans-Karl u.a.: Textilbarone. Industrielle [R]Evolution  
in der Mönchengladbacher Textil- und  
Bekleidungsindustrie. Dülmen 1996

Steiner, André: Überlegungen zur Monetarisierung des  
Konsums in Deutschland im 19. Jahrhundert  
am Beispiel der Kleidung. In: Vierteljahres-  
schrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte  
86 (1999), S. 477-503

VHS-Geschichtswerkstatt (Hg.):  
„Als Mädchen musste man ja nähen  
lernen....“, Die Arbeit in der Bielefelder  
Wäscheindustrie. Bielefeld 2000

Wunder, Ina / Döpfner, Sigrid: Kleidung. Bedeutung, Herstellung, Verkauf –  
eine Frauensache? (= Bausteine für das  
MVT). Berlin 1992





Bügelkissen des  
Herrenschneiders  
Heinrichs aus  
Euskirchen

Interesse gefunden. Im Mittelpunkt der Kostümgeschichte stehen gewissermaßen ungetragene Idealtypen der Kleidung. Das ist um so erstaunlicher, denn schon vor 200 Jahren haben helle Geister – allerdings in der Literatur und nicht in der Wissenschaft – den Abdruck des Lebens in den Kleidern wunderbar formuliert. Jean Pauls Schulmeister Maria Wutz hängt seiner Kindheit nach: „Die grüne Kinderhaube (...), das einzige Überbleibsel seines vorigen vierjährigen Kopfes, war seine Büste und Gipsabdruck vom kleinen Wutz, der jetzt zu einem großem ausgefahren war. Alltagskleider stellen das Bild eines toten Menschen weit inniger dar als sein Portrait; – daher besah Wutz das Grün mit sehnsüchtiger Wollust, und es war ihm, als schimmere aus dem Eis des Alters eine grüne Rasenstelle der längst überschneiten Kindheit vor.“

Der zweite Teil der Ausstellung geht einzelnen Kleidungsstücken und ihren Geschichten nach und präsentiert Objekte aus der Sammlung des Rheinischen Industriemuseums, denen man ihren Gebrauch ansieht. Besonderen Wert hat in dieser Betrachtungsweise natürlich die ganz gewöhnliche Alltagskleidung, die bislang in der Mode- und Kostümgeschichte eher ein Schattendasein fristete.

Ein solches Unterfangen ist nicht ganz einfach. Gewöhnliche, möglichst gebrauchte Kleidung zu sammeln widerspricht den Routinen des Aufbewahrens. Denn man hebt eher die ganz besonderen als die alltäglichen, vom täglichen Leben an- und abgegriffenen Kleider auf. Alte Alltagskleidung hat – nach herkömmlichen Begriffen – keinen Wert, wird nicht auf Auktionen gehandelt, sondern landet gewöhnlich im Mülleimer



Detail eines  
Handwerker-  
Rocks, um 1800

oder der Altkleidersammlung, bevor irgend ein Museum eine Chance haben könnte, sie ihrem Depot einzuverleiben. Für das Rheinische Industriemuseum sind daher die über und über geflickte Arbeitsjacke aus dem Bestand der Tuchfabrik Müller oder der einfache und abgeschabte Handwerkerrock aus der Zeit um 1800 von herausragendem Wert.

Mit besonderen Geschichten sind gerade auch die ‚guten Stücke‘ verbunden, die man lange wegen der Erinnerungen aufhebt, die sich mit ihnen verbinden. Hier ist es Aufgabe des Museums, auch diese Dimension des Objektes zu dokumentieren – ein bislang oft noch vernachlässigter Aspekt beim Sammeln von Kleidungsstücken. Die Ausstellung präsentiert die Geschichten der Kleider anhand von kurzen Interviewauszügen der ehemaligen Besitzer. Und dort,

wo wir keine authentische Dokumentation haben, collagieren wir die Kleidung abermals mit Zitaten aus der zeitgenössischen Literatur, die gewissermaßen idealtypisch Aspekte der Gebrauchsgeschichte von Kleidung aufscheinen lassen kann: „Und als er zu dem gedeckten Tische trat, angetan mit dem besten unter den sechs Leibröcken, welche er auf seinem Lager hatte, einen neuen weißen Hut in der Hand und ein baumwollenes Hemd mit stehendem Kragen unter der ausgeschnittenen Weste, da wurde er von Herrn Ehrenthal mit den würdigen Worten eingeführt: ‚Der junge Itzig ist aufgenommen in mein Geschäft als Buchhalter.‘“

Herrenschneiderei  
Theodor Heinrichs  
in Euskirchen,  
1944

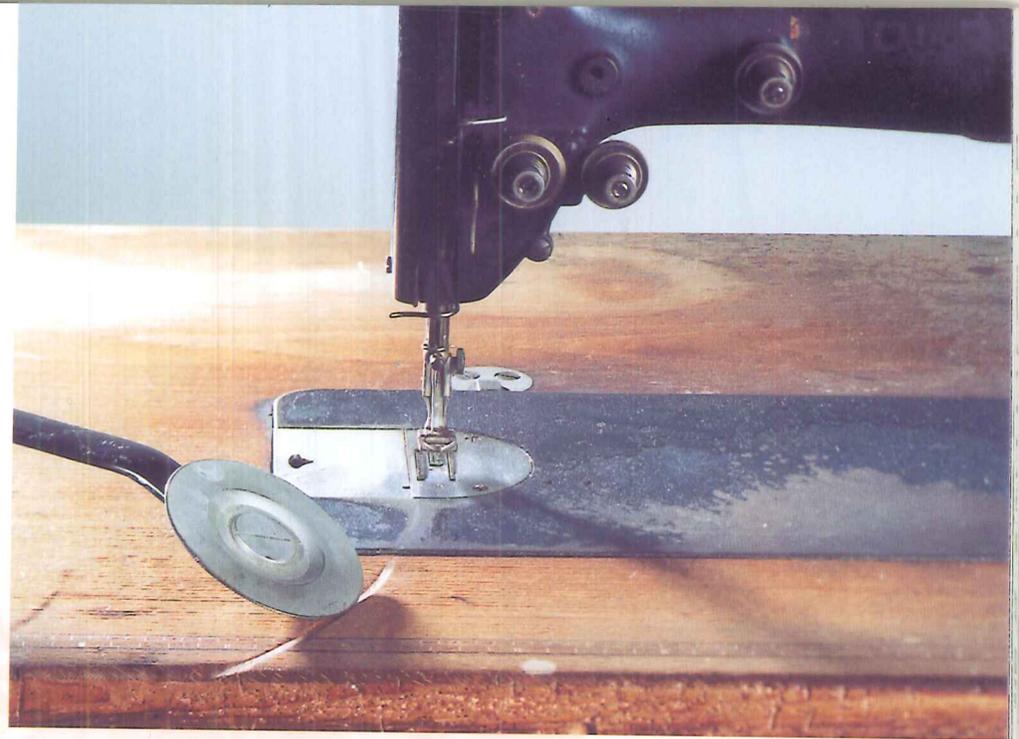


Als Gottfried Kellers dem damals bereits geläufigen Sprichwort „Kleider machen Leute“ zu literarischen Ruhm verhalf, war noch jedermann aus unmittelbarer Anschauung bekannt, wie Kleidung hergestellt wurde. „Kleider machen Leute“ war noch eine Verdrehung des selbstverständlichen Sachverhalts „Leute machen Kleider“. In jedem Dorf, in jeder Stadt gab es Schneider, denen man bei der Arbeit zusehen konnte. Und bei Wilhelm Busch heißt es: „Jedermann im Dorfe kannte / Einen der sich Böck benannte“. Seit man aber die Kleidung nicht mehr von Meister Böck auf den Leib geschneidert bekommt, sondern ‚fertig‘ kauft, ist das „Kleidermachen“ aus unserer Alltagswelt verschwunden. Die Kleider sind einfach da: im Kaufhaus, in der Boutique, im Katalog. Aber wie sie entstanden sind, entzieht sich im wesentlichen unserer Kenntnis.

Spätestens seit Erfindung und Einführung der Nähmaschine, die sowohl in der Fabrik als auch im kleinsten Haushalt eingesetzt werden kann, gibt es nicht mehr eine Art und Weise Kleider herzustellen sondern

verwirrend viele. Die Kleidungsherstellung ging nicht – wie in den meisten anderen Branchen – den Weg von einer individuell-handwerklichen Herstellung geradewegs zur maschinellen Produktion in immer größeren Betrieben. Die Entwicklung war vielschichtiger: Da die Nähmaschine sehr vielseitig einsetzbar ist, existierten verschiedene Formen der Kleidungsherstellung zwischen häuslichem Nähen und großer Fabrikwelt nebeneinander. Möchte man eine saubere Systematik der verschiedenen Produktionsformen von Kleidung im 19. und 20. Jahrhundert aufstellen, gerät man schnell in einen Wust widersprüchlicher Tendenzen.

Will man die Entwicklung angemessen darstellen, kann man keiner klaren Chronologie oder gar einer einfach nachvollziehbaren Systematik folgen. Die Ausstellung geht daher einen anderen Weg: Exemplarisch stellt sie verschiedene „Leute“ aus verschiedenen Zeiten vor, die Kleider hergestellt haben: ihre Lebensgeschichten, ihre Arbeitsplätze und -erfahrungen. Im Nebeneinander der Werkstätten wird die erstaunliche



Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen deutlich. Das führt hin und wieder auch zu etwas kurios anmutenden Verdoppelungen: Die Werkstatt des Herrenschneiders Heinrichs aus Euskirchen sieht auf den ersten Blick kaum anders aus als die Werkstatt von Walter Becker aus Elsenfeld. Der eine ist jedoch Handwerker, der andere von der Aschaffener Konfektionsindustrie beschäftigter Heimarbeiter.

Die biografische Darstellung von Personen des 19. Jahrhunderts war nicht einfach zu realisieren. Wir haben uns bemüht, aus historischen Quellen die authentische Biografie einer Stickerin, eines Herrenschneiders und eines Flickschneiders zu rekonstruieren. Diesen historisch korrekt rekonstruierten Biografien fehlt aber der subjektive Aspekt, das Persönliche, das die ‚Kleidermacher‘, die wir noch interviewen konnten, ganz selbstverständlich und eindrücklich vermitteln. Dort, wo authentische Erfahrungen und Erinnerungen nicht zu ermitteln waren, haben wir uns daher mit Zitaten aus der Literatur beholfen.

Dass nun einzelne Menschen, ihre Lebensläufe, ihre Werkstätten und Arbeitsplätze im Mittelpunkt stehen, entspricht zugleich auch dem Anspruch des Rheinischen Industriemuseums, ein Museum für Industrie- und Sozialgeschichte zu sein, ein Museum, in dem nicht die Industrie als Abstraktum, als Ansammlung von Maschinen im Vordergrund steht, sondern die Menschen und ihre Arbeit. Insofern ist der Titel der Ausstellung nicht nur eine sprachliche Spielerei, sondern benennt sehr präzise die Intention und den Inhalt der Ausstellung.

„Leute machen Kleider“ – das gilt nicht nur für den Produktionsprozess. Ein ganz wesentlicher Teil der Geschichte eines Kleidungsstückes beginnt erst, sobald es getragen wird. In diesem Augenblick wird aus dem Massenprodukt ein unverwechselbares Unikat. Die Geschichte des Kleidungsgebrauchs bildet sich in der Kleidung vielfältig ab, in deren Formveränderungen, in Abnutzungsspuren, in Falten, Flecken und Flickern. Die Gebrauchsgeschichte der Kleidung hat bislang wenig



### Anknöpfbare Kragen

1920er Jahre, Träger unbekannt  
 „Und als er zu dem gedeckten Tische trat, angetan mit dem besten unter den sechs Leibrücken, welche er auf seinem Lager hatte, einen neuen weißen Hut in der Hand und ein baumwollenes Hemd mit stehendem Kragen unter der ausgeschnittenen Weste, da wurde er von Herrn Ehrenthal mit den würdigen Worten

eingeführt: »Der junge Itzig ist aufgenommen in mein Geschäft als Buchhalter. Es ist nicht mehr anständig für ihn, in der Wirtschaft zu helfen, und es wird jetzt anständig sein, daß wir ihn als einen gebildeten Menschen behandeln. Sie können Platz nehmen dort unten am Tisch, lieber Itzig.«“

Gustav Freytag: Soll und Haben, 1855

### „Leute machen Kleider“

#### Neue Ansichten der Kleidungsgeschichte

Die Mode- oder Kostümgeschichte beschäftigt sich gemeinhin mit der fertigen Kleidung: Wie sieht sie aus? Welchem Stil ist sie zuzuordnen? Wie entwickelt sich die Mode? Die Kleidung und alle ihre Details werden unter eher kunsthistorischen Aspekten von allen Seiten genauestens betrachtet und analysiert. Auch die Entwicklung der Schnitttechnik ist Gegenstand historischer Betrachtung geworden. Die Volkskunde behandelt nicht mehr nur ländliche Trachten, sondern ist inzwischen auch

bemüht, zu klären, welche Kleidung im Alltag getragen wurde. Der eigentliche Herstellungsprozess der Kleidung aber bleibt bei all diesen Betrachtungsweisen im Dunklen.

Es wird niemand verwundern, dass ein Industriemuseum etwas andere Fragen zur Geschichte der Kleidung stellt. Wir interessieren uns nicht nur für das fertige Produkt, sondern auch für den Produktionsprozess: „Leute machen Kleider“. Die erste Sonderausstellung des Rheinischen Industriemuseums Euskirchen schließt damit zugleich dort an, wo seine Dauerausstellung in der Tuchfabrik Müller endet. Sie beantwortet die Frage, wie aus dem fertigen Stoff Hosen und Mäntel, Röcke und Kleider entstehen.

Heimschneiderwerkstatt von Balthasar Schadt in Pflaumheim bei Aschaffenburg, um 1928





### Jungen-Lederhose

1960er Jahre

„Morgens reingestiegen, abends rausgestiegen, seitlich hing die Unterhose immer so ein Stück raus, das war einem gar nicht peinlich oder unangenehm. [...] Der Dreck fiel oben rein und

unten wieder raus, das war gar kein Problem. [...] Eigentlich gehören da zugepinkelte Beine dazu, alles andere wäre nicht original.“  
Träger der Lederhose, Rolf Bauche,  
Bergisch-Gladbach, Interview 2001



### Schürzenrock

1920er Jahre

„Dieses Kleid hat die Großmutter meines Mannes getragen, sie kam aus der Landwirtschaft und hat das hauptsächlich zum Heumachen getragen, und da stundenlang in der prallen Sonne. Bei der Gartenarbeit wäre das Kleid wahrscheinlich nicht so ausgebleicht.“

„Alle Kleidung wurde sehr sorgsam behandelt, immer wieder gepflegt und repariert und hielt ewig.“

Schwiegertochter der Trägerin Erna Gattermann, Düsseldorf, Interview 2001/2002



#### **Ballkleid**

um 1960, bis 1998 aufbewahrt, dann an das Museum übergeben  
 „Damals gab es so viele Feiern. Wir sind ´ne Weile viel ausgegangen, zu so Bällen. Das erste Mal hab ich das Kleid auf einem Silvesterball getragen.  
 Das [Kleid] fand ich einfach schön: die Farbe, den Schnitt, schlicht und doch schön. Es war nicht so aufgetakelt. Das ist ein Modellkleid von

Oestergard, das war ein ganz bekannter Modemacher, so wie heute Joop oder Jil Sander. Also gehobene Konfektion, keine Massenware. Das gab es nur ein oder zwei Mal in einer Stadt. Nicht wie das heute ist, dass es das alles x-mal gibt. Aber ich hab das von der Stange gekauft.“  
 Trägerin des Kleides, Gisela Stender, Bonn, Interview 2001



#### **Festliches Abendkleid**

um 1900, Trägerin unbekannt  
 „Fern hallt Musik; doch hier ist stille Nacht,  
 Mit Schlummerduft anhauchen mich die Pflanzen.  
 Ich habe immer, immer dein gedacht;  
 Ich möchte schlafen, aber du mußt tanzen.  
 Es hört nicht auf, es rast ohn Unterlaß;  
 Die Kerzen brennen und die Geigen schreien,  
 Es teilen und es schließen sich die Reihen,  
 Und alle glühen; aber du bist blaß.“

Und du mußt tanzen; fremde Arme schmiegen  
 Sich an dein Herz; o leide nicht Gewalt!  
 Ich seh dein weißes Kleid vorüberfliegen  
 Und deine leichte, zärtliche Gestalt. —  
 Und süßer strömend quillt der Duft der Nacht  
 Und träumerischer aus dem Kelch der Pflanzen.  
 Ich habe immer, immer dein gedacht;  
 Ich möchte schlafen, aber du mußt tanzen.“  
 Theodor Storm, Hyazinthen, 1852



### Arbeitsjacke

1950er Jahre, 1961 in einem Spind der Tuchfabrik Müller liegengelassen, Träger unbekannt

„Die ist ja praktisch schon ein Lumpen. Es kann sein, dass einer die nicht grad weggeworfen hat und gedacht hat, kannst Du ja auf den Boden legen, kannst du dich drauflegen, zum Reparieren oder so ...“

Das war dann so eine alte Jacke, zum umziehen, wenn Sie mal nass geworden waren. Dafür war die ja noch gut. Die jungen Burschen, die immer zum Bahnhof mussten, [zum Kohle ausladen], die hatten die Kleider zum Wechseln vor Ort schon mal hängen.“

Peter Klinz, ehemaliger Weber in der Tuchfabrik Müller, Euskirchen-Kuchenheim, Interview 1996

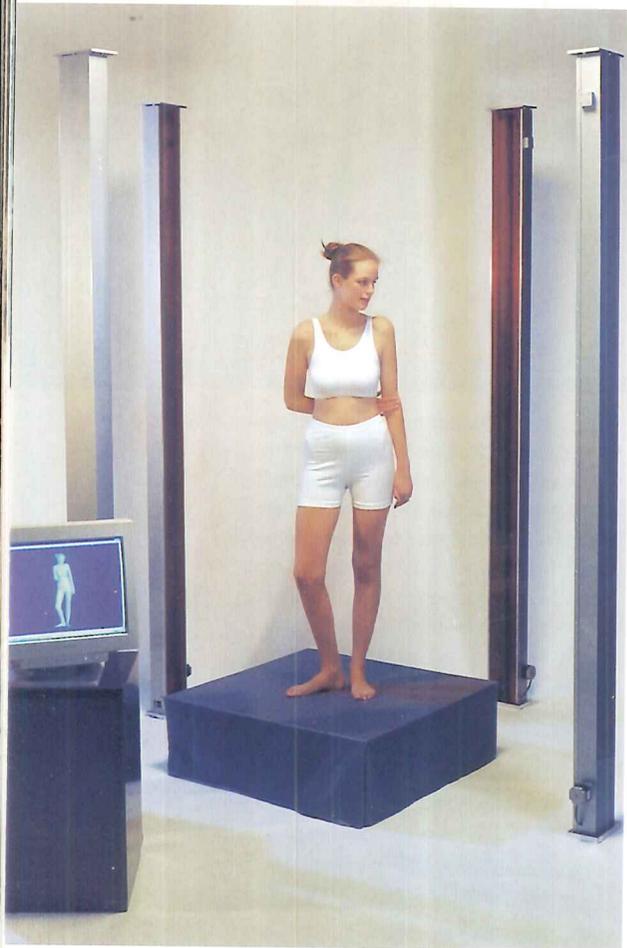


### Karnevalskleid

handbemalt, 1950er Jahre

„[...] mein Mann, der ja hier aus Bergisch-Gladbach stammt, natürlich durch die Nähe Kölns immer ein eifriger Karnevalist war. Er war Jahrgang 19, Arbeitsdienst, Militär, Krieg, Russlandfeldzug, schwer verwundet, ein Jahr Lazarett in Wien, wiedergekommen [...] und als dass alles vorbei war und wieder ein bisschen Fröhlichkeit möglich war, dann haben sich natürlich alle hinein gestürzt. [...] Und nun hat

sein Schwager, der Grafiker war, sich bereit erklärt, ein Kleid zu gestalten. Ich sollte es nähen lassen. [...] und was es darstellen soll, eigentlich vielleicht eine Dame, die prämiert worden ist, die also Miss World ist oder so was und die dann von allen Ländern Europas ein typisches Bild auf dem Kleid trägt, ich glaube so war der Gedanke des Schwagers[...]“  
Trägerin des Kleides, Frau Bauche, Bergisch-Gladbach, Interview 2001



Prototyp des 3-D  
Bodyscanners der  
Firma Tecmath  
AG, 1997

Scanner-Technik dem Fortschritt den Weg. Will ein Kunde einen neuen Anzug, sucht er sich im Laden ein Modell aus und wählt den Stoff. Dann wird Maß genommen. Dies geschieht berührungslos mit einem Laserstrahl in einem ‚Body-Scanner‘ und dauert nur Sekunden. Aus den Daten errechnet ein Computer ein dreidimensionales Körpermodell, das millimetergenau der Statur des Kunden entspricht. Die Daten werden zusammen mit individuellen Wünschen des Kunden (Stoff, Futter, Art der Knöpfe usw.) online in die Konfektionsfabrik übermittelt. Dort wird ein individuell angepasster Schnitt berechnet und der Stoff zugeschnitten. Zusätzlich kommen moderne ‚Nähautomaten‘ zum Einsatz, die sich direkt mit den übermittelten Daten steuern lassen. Innerhalb weniger Tage ist der maßgeschneiderte Anzug zurück und liegt zur Abholung bereit. Er sitzt garantiert und ist im Vergleich zum Anzug von der Stange nur wenig teurer.

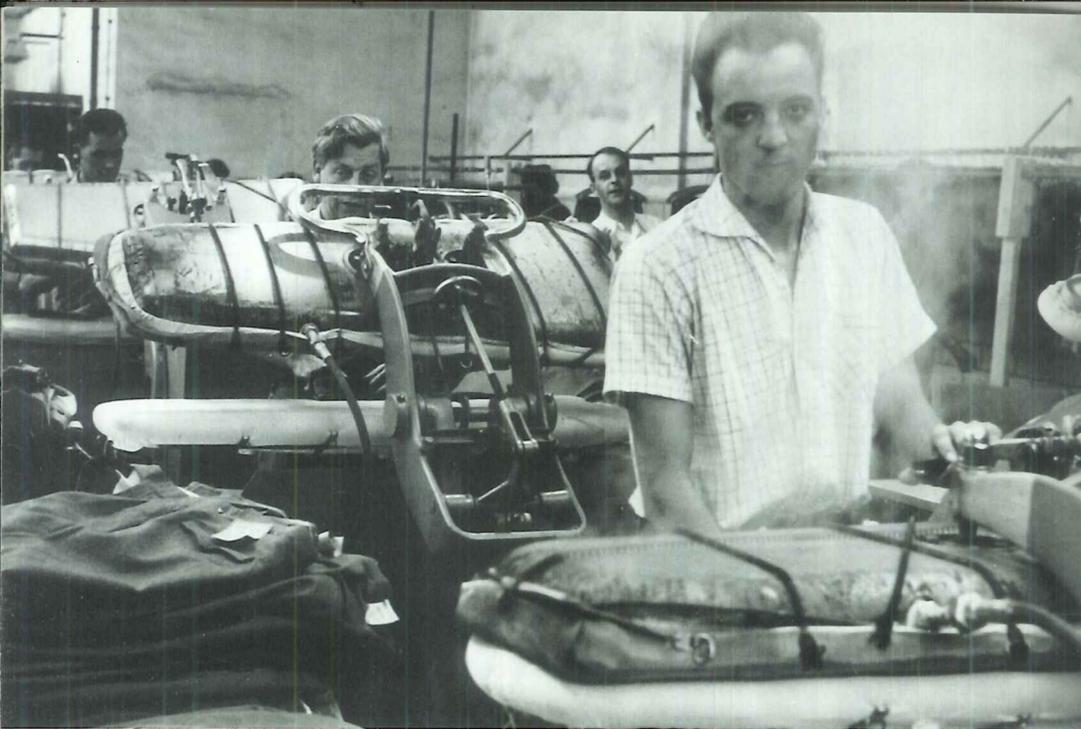
## Kleidungsstücke mit Geschichte



### Handwerker-Rock

18. Jahrhundert, Träger unbekannt  
„Er saß da in einem kurzen, ganz zugeknöpften Rock vom allergrößten Tuch, das einst weiß gewesen war, und das unsere Bauerkerle nicht größer tragen; im Knopfloch das rothe Bändchen, auf dem Kopf eine runde, weißgeputerte Perücke und einen abgetragenen, runden Hut

mit flachem Kopf und schmalem Rande, der ihm folglich nur auf der Spitze des Scheitels saß, so oft er ihn auch ins Gesicht drückte.“  
Georg Forster: Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, 1791/94



Hosenbügeleri der Tuch- und Konfektionsfabrik Koenen, Euskirchen-Kuchenheim, 1957

hatten und ihre Produktion in eigenen Fabriken organisierten, kämpften Ende der 70er und Anfang 80er Jahre des 20. Jahrhunderts um das Überleben. Den Aufstieg und den Niedergang der Branche macht das bereits vorgestellte – und in der Ausstellung mit dem Schicksal eines Büglers präsentierte – Unternehmen Koenen aus Euskirchen-Kuchenheim deutlich. Anfang der 1960er Jahre beschäftigte man dort über 1.000 Mitarbeiter, von denen die meisten in der Hosenherstellung beschäftigt waren. Die ‚Koenen-Hose‘ hatte mehr Erfolg denn je – Abnehmer waren große Häuser wie Hettlage und C&A. Doch Anfang der 1980er Jahre war Koenen in der Konfektionsindustrie nicht mehr konkurrenzfähig und ging in Konkurs.

Ausweis für das Betreten einer umzäunten und bewachten zollfreien Sonderproduktionszone in Nicaragua, ca. 2000



Unsere Kleidung wird heute überwiegend in Billiglohnländern produziert. Bis zum Fall des Eisernen Vorhangs waren Jugoslawien, der Ferne Osten und Lateinamerika wichtige Zentren. Danach kamen viele ehemaligen Ostblockstaaten wie Ungarn und Polen hinzu, und auch in manchem Staat der ehemaligen Sowjetunion wird inzwischen unsere Kleidung produziert.

In Nicaragua wurden zum Beispiel spezielle Produktionszonen, die sogenannten ‚Maquilas‘, eingerichtet. Mit umfassenden Vergünstigungen wie Steuernachlässen, Zollfreiheit, der Vergabe von kostenlosen Grundstücken usw. wurden und werden Unternehmen ins Land gelockt.

In diesen modern ausgestatteten Textilfabriken arbeiten überwiegend Frauen, da diesen geringere Stundenlöhne gezahlt werden können als Männern. Im Vergleich zum europäischen Lohnniveau sind die Beträge zwar lächerlich niedrig. Dennoch sind die Arbeitsplätze für südamerikanische Arbeiterinnen sehr attraktiv. In Nicaragua

herrscht nach wie vor bittere Armut und eine Arbeitslosigkeit von 70%. Es verwundert daher nicht, dass auf jede Stelle Hunderte von Bewerberinnen kommen.

In den ‚Maquilas‘ wird nicht für den heimischen Markt produziert, sondern für die Verbraucher in den reichen Industriestaaten. Maschinen, Stoffe, Kurzwaren, alles wird importiert, verarbeitet und verlässt das Land anschließend wieder. Es kann daher weder eine größere Zulieferindustrie entstehen noch wird der Handel im Land angeregt. Im Zeichen der Globalisierung drohen die Arbeitsplätze zudem ständig dorthin verlegt zu werden, wo noch preisgünstiger produziert werden kann.

Die Textilindustrie verschwand allerdings nicht ganz aus Deutschland. Geblieben sind oft nur die Firmenzentralen, die die internationale Bekleidungsproduktion organisieren und steuern. Ein Beispiel ist die Firma JOSEPH JANARD. In Aachen – in einer liebevoll restaurierten ehemaligen Tuchfabrik – werden exklusive Modelle entworfen, entwickelt, zugeschnitten und vermarktet. Die Ausstellung zeigt, wie aus ersten Ideen, Assoziationen, Skizzen und Materialmustern ein anspruchsvoller Kleidungsentwurf wird. Die eigentliche Näherei ist aus Kostengründen aber nach Ungarn ausgelagert.

#### Laserlicht statt Maßband – eine Renaissance

Andere Textilhersteller überlebten, indem sie sich immer stärker spezialisierten.



Unter anderem kam es zur unerwarteten Renaissance des Maßanzuges. Er wird nicht mehr beim Schneider gefertigt, sondern in hochmodernen Konfektionsbetrieben. Auch hier ebnet der Computer und moderne

Näherei der koreanischen Firma Hansae Nicaragua S.A., Managua, 2001



Aus dem Skizzenbuch eines Modedesigners von JOSEPH JANARD, Frank Wojczewski 2002



Schienenstück wurde zum Bügeln zweckentfremdet Werkstatt „Walter Becker“

Die neue Art des Broterwerbs war dabei so attraktiv, dass immer mehr junge Leute von vornherein die Heimschneiderei einschlugen. In den 1930er Jahren war der Höhepunkt dieser Entwicklung erreicht, und es existierten ganze „Schneiderdörfer“.

Je nach wirtschaftlicher Lage beschäftigte der Unternehmer mehr oder weniger Schneider – und sparten dabei Investitionskosten für Maschinen und Fabrikräume. Für die Heimschneider hatte dieses System ebenfalls Vorteile: Sie konnten sich ihren Arbeitsalltag selbst einteilen und waren außerdem nicht gezwungen, in die Stadt abzuwandern, um Arbeit zu finden. Aller-

Schneiderkreide und -wachs zum Anzeichnen von Schnitten auf Stoff, Werkstatt „Walter Becker“



dings war der vom Unternehmer gezahlte Stücklohn niedrig. Die Tätigkeit als Heimschneider lohnte sich daher in der Regel nur dann, wenn die ganze Familie mitarbeitete. Dadurch wurde die Arbeit des Heimschneiders auf viele Schultern verteilt, ohne dass zusätzliche Lohnkosten entstanden. Auch aus ganz anderer Perspektive hatte das Produktionssystem Heimschneiderei weitreichende Folgen: Vielen Frauen auf dem Land gelang durch die Einrichtung einer Schneiderwerkstatt der Aufbau einer eigenen, von Heirat und Bodenbesitz unabhängigen Existenz.

### Mit Nadel und Faden zwischen Kohle und Stahl

In der Nachkriegszeit wurde das Land zwischen Emscher, Ruhr und Wupper zu einem neuen Zentrum der Konfektionsindustrie mit einer Unzahl kleiner und großer, schrumpfender und wachsender Betriebe. Zwar konnten die Fabrikanten hier nicht auf ein so hervorragend vorgeschultes Arbeitskräftepotenzial zurückgreifen wie im Aschaffenburg Raum; dennoch bot das Ruhrgebiet nach dem Zweiten Weltkrieg Anreize zur Ansiedlung von Firmen. Unternehmen, die in Berlin, Stettin und Breslau produziert hatten, wurden besonders von Essen und Gelsenkirchen umworben. Neben den Hilfen der staatlich-städtischen Administration (Steuererleichterungen, bezuschusste Gewerbeflächen etc.) profitierte die Bekleidungsindustrie vor allem von einem bisher in der Region wenig in Anspruch genommenen Arbeitskräfte-reservoir: den Frauen. Diese fanden in der



Schwerindustrie vergleichsweise wenig Arbeit und konnten zudem zu relativ geringen Löhnen eingestellt werden. Doch auch hier investierten nicht alle Unternehmer in große Produktionskapazitäten.

Große Konfektionäre vergaben an kleinere Industriebetriebe immer dann Aufträge, wenn ihre eigenen Kapazitäten nicht mehr ausreichten. Man kopierte damit das bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts in Aschaffenburg, aber auch in der Region rund um Bielefeld und Elberfeld erfolgreich praktizierte System der Produktion über Zwischenmeister.

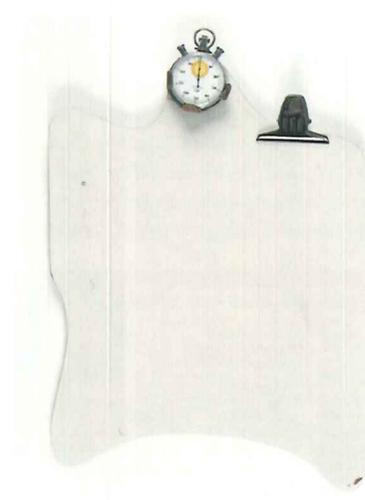
Diese produzierten jedoch nicht wie die Heimschneider und Zwischenmeister des 19. Jahrhunderts in handwerklicher Manier kleine Stückzahlen, sondern mit meist fest angestellten Arbeiterinnen am Band durchaus industriell und große Serien von einigen 10.000 Kleidungsstücken. Erst mit der Verlagerung der Produktion zunächst in das europäische Ausland, dann in den Osten und seit den 1980er Jahren in alle Welt verlor das Betriebssystem der Zwischenmeisterei an Bedeutung. Betriebe

wie der in der Ausstellung vorgestellte von Ida und Alfred Bücher aus Bochum-Dahlhausen mussten die Produktion einstellen.

### Erfolgsgeschichten und Jammertal – die Globalisierung

Auch Firmen, die früh erfolgreich in zentrale Produktionseinrichtungen investiert

Ida Bücher (rechts), eine Zwischenmeisterin aus Bochum-Dahlhausen mit ihrer Belegschaft, um 1950



Notizbrett mit Stoppuhr zum Messen der Dauer von Arbeitsschritten, Tuch- und Konfektionsfabrik Koenen, Euskirchen-Kuchenheim, um 1970.



*Firmenschild der Schneiderei Heinrichs in Euskirchen, um 1911. Als Sohn Peter in den Betrieb einstieg, wurde rasch ein „und Sohn“ eingefügt.*

dort seine Wäsche mit Monogrammen besticken oder Plisseefalten bügeln lassen. Für gewerbliche Auftraggeber wurden in großen Mengen Knöpfe bezogen oder Knopflöcher genäht. Im angeschlossenen Kurzwarengeschäft wurde all das angeboten, was man für die private oder gewerbliche Heim-schneiderei benötigt: Garne und Knöpfe, Futterstoffe und Polstermaterial, Nadeln und anderes Werkzeug, Schnittbögen und natürlich die Fachberatung.

#### **Der Handwerker, die Fabrik und vieles dazwischen**

Die Zunahme der Kleidungsproduktion in Konfektionsbetrieben bedeutete zunächst

*Spiegelschrank des Schneiders Heinrichs für die Anprobe, Anfang der 1950er Jahre*



nicht, dass den Schneiderwerkstätten die Arbeit völlig ausging. Die ‚guten Stücke‘ für Sonn- und Feiertage, den Sonntagsanzug oder das Kleid für den Kirchgang ließen sich viele weiterhin anfertigen.

Wie in der Herrenschneiderei ‚Theodor Heinrichs und Sohn‘ in Euskirchen, die in der Ausstellung gezeigt wird, wurde in Hunderten, ja Tausenden von Handwerksbetrieben gearbeitet: Ein Meister, der den Betrieb führte, seine Familie, die mitarbeitete, eventuell ein Geselle, ein Lehrling, der mit im Haus wohnte, und manchmal weitere angelernte Helfer. Die Aufträge waren nach wie vor vielfältig: Neuanfertigungen, Reparaturen, Änderungen.

Typisch an unserem Beispiel Heinrichs ist, dass solche Familienbetriebe in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts finanziell noch gut zurecht kamen. Erst in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg mit der Durchsetzung der schnelllebigen Konsumgesellschaft und der Massenkonzektion sollte

sich ihre Lage ändern, und dies dramatisch: Neuanfertigungen wurden seltener, und von Reparaturen allein zu leben, erwies sich als immer schwieriger.

Was für den Herrschneider gilt, muss allerdings für die Damenschneiderei nicht im gleichen Maße zutreffen. In den 1950er Jahren etwa konnte es durchaus noch billiger sein, eine Schneiderin zu beauftragen als in den Konfektionsgeschäften oder Kaufhäusern einzukaufen. Insbesondere für sehr hochwertige Stücke wie Hochzeits- oder Abendkleider ging Frau weiter zur Schneiderin ihres Vertrauens.

#### **Markenhosen und Schneiderdörfer**

In den 1920er Jahren, in denen die Portmonees eher leer waren und die schlichte, wenig körperbetonte Damenmode standardisierte Schnitte geradezu herausforderte, setzte sich die Konfektionsindustrie zunehmend durch. Überall entstanden neue Kleiderfabriken. Die Zentren lagen mit Stettin, Breslau und Berlin im Osten der Weimarer Republik. Aber auch in anderen Regionen etablierte sich die Branche; häufig dort, wo es bereits Textilindustrie gab. In Euskirchen beispielsweise ging die Unternehmerfamilie Koenen einen solchen Weg. Als Ergänzung zur Weberei wurde eine moderne Produktionsanlage für Herrenhosen aufgebaut. Es gelang, die in Euskirchen-Kuchenheim gefertigte ‚Koenen-Hose‘ als Markenprodukt zu etablieren.

Auch die Region Aschaffenburg hatte sich in Deutschland zu einem wichtigen



*Heimarbeiterin mit ihrem blauen Liefersack auf dem Weg zu den Kleiderfabriken in Aschaffenburg. Foto um 1935/40*

Zentrum für die Herstellung von Herrenkonfektionskleidung entwickelt. Hier spielte die Hausindustrie eine zentrale Rolle. Die Kleiderfabriken lagen in der Stadt, genäht wurde jedoch in den umliegenden Dörfern und bis tief in den Spessart hinein. In den Dörfern gab es genug Bauernfamilien, die nicht mehr vom Ertrag ihres des Bodens und der Waldwirtschaft leben konnten. Viele Bauern ließen sich zu Schneidern ausbilden, richteten sich eine Werkstatt ein und erledigten dann die Näharbeiten für die Aschaffener Konfektionsbetriebe. In den städtischen Zentralen wurden die Modelle entwickelt, die Stoffe eingekauft und zugeschnitten und der Verkauf organisiert.



Wäschefabrik  
Juhl & Helmke  
Bielefeld, 1924

Neben der individuellen Heimarbeit existierten zahlreiche sogenannte Zwischenmeisterwerkstätten und Nähstuben. In den größeren Werkstätten unter der Obhut der Zwischenmeister – diese waren oft ausgebildete Schneider, die eine Näherin geheiratet hatten – arbeiteten zum Teil qualifizierte Fachkräfte und Lehrlinge. Teilweise gab es in diesen Werkstätten mit bis zu 20 Beschäftigten eine strikte Arbeitsteilung und Spezialisierung sowie hochmoderne Maschinen. In solche Werkstätten gaben die Auftraggeber bedenkenlos auch „bessere Arbeit“. Häufig überließen sie dem Meister sogar den Zuschnitt – ein ganz besonderer Vertrauensbeweis. Daneben gab es aber auch viele kleinere Nähstuben, in denen sich lediglich einige Näherinnen zusammengetan hatten.

Die Elberfelder Herrenkonfektionäre gaben Ende des 19. Jahrhunderts bessere Produkte aus schwereren Stoffen an selbstständige Schneidermeister, die allein oder mit einem oder zwei Gesellen nähten und bügelten. Solch schwere Ware war nur von gelernten Schneidern zu bewältigen. Diese weigerten sich jedoch strikt – selbst bei

sehr guten Löhnen – in der Fabrik zu arbeiten. Sie legten großen Wert auf ihre Selbstständigkeit – sogar wenn der Verdienst in der Heimarbeit sehr zu wünschen übrig ließ.

#### Der „geschlossene Fabrikbetrieb“

Dort wo in der westdeutschen Wäscheindustrie höhere Ansprüche an die Produkte bestanden, etwa bei den – gut sichtbaren – Hemdbrüsten, Krägen und Manschetten, entwickelte sich schnell die Tendenz, im „geschlossenen Fabrikbetrieb“ zu fertigen. Das erlaubte eine optimale Qualitätskontrolle, aber auch eine größere Geschwindigkeit und Flexibilität in der Produktion, was bei eiligen Nachbestellungen und raschen Modewechsels von großer Bedeutung sein konnte. Preiswerter war allerdings meist noch die Heimarbeit. Ab den 1880er Jahren trugen einige technische Neuerungen wie die Zuschneidemaschine, mit der man viele Stofflagen auf einmal schneiden konnte, und die Knopflochmaschine dazu bei, dass die Produktion im geschlossenen Fabrikbetrieb zunehmend günstiger wurde.

Ein typisches Beispiel dafür ist die Wäschefabrik Juhl & Helmke (später 'Vereinigte Wäschefabriken Th. und G. Winkel'), die 1906 in Bielefeld ihren Betrieb aufnahm. Nach einem wahren Gründungsboom zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es 1912 in Bielefeld 150 solcher Kleinbetriebe, die fast 5.000 Arbeiterinnen und Arbeiter beschäftigten! Eine Näherin der Fabrik erinnert sich, dass am Büro der Wäschefabrik Winkel noch in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ein Schild verkündete: „Nur geschäftlich bist Du hier. Zeit ist Geld das merke Dir. Willst Du unterhalten sein, stell Dich des abends ein.“ Die Wäschefabrik Winkel blieb nach der Schließung Anfang der 80er Jahre ähnlich komplett erhalten wie die Tuchfabrik Müller und ist heute als ein – sehr sehenswertes – Museum zu besichtigen.

#### Hausschneiderei und Kurzwaren

Die ‚normale Alltagskleidung‘ wurde jedoch zu Beginn des 20. Jahrhunderts oft noch von der Hausfrau selbst oder im Haushalt genäht. Insbesondere die 1863 von Ebenezer Butterick erfundenen Papierschnitte, die für jede Größe eingerichtet zu kaufen waren und sehr schnell Modezeitschriften beilagen, machten vieles einfacher. Über 50 solcher Illustrierten waren in Deutschland um die Jahrhundertwende zu haben. Viele Frauen machen von der Möglichkeit Gebrauch, die Nähmaschine über Ratenzahlung zu finanzieren. Gerade für Arbeiterfrauen bot sich auf diese Weise die Chance, nicht nur für sich und ihre Familien zu nähen, sondern auch für andere zu schneiden, zu reparieren und auszubessern.

Werkstatt des  
Herrenschneiders  
Heinrichs in  
Euskirchen, 1944



Der erwirtschaftete Lohn war ein willkommenener Nebenverdienst. Viele Kunden, die sich die Arbeit eines ausgebildeten Schneiders nicht leisten konnten, beauftragten eine solche Heim- oder Hausschneiderin meist allerdings nur für die ‚bessere Kleidung‘ – die Sonntags- oder Festkleidung. Für manche Frauen waren diese Formen der Schneiderei eine gute und noch ‚standesgemäße‘ Verdienstmöglichkeit. Sie konnten das Familieneinkommen ergänzen, ohne einer ‚öffentlichen‘ Arbeit nachzugehen. Ihr Lohn war zwar niedriger als der ihrer ‚professionellen‘ Kollegen, dadurch blieb ihre Tätigkeit jedoch für einen größeren Kundenkreis erschwinglich und sicherte Aufträge. In der Ausstellung stellen wir die Schneiderin Erna Gattermann vor, die seit 1924 zu Hause für Kunden, aber auch für die Familie nähte.

Auch im kleingewerblichen Rahmen gab es neben dem eigentlichen Schneiderhandwerk viele Möglichkeiten, sich zu spezialisieren. Der in der Ausstellung vorgestellte Betrieb von Henny Wenzel aus Duisburg-Homburg ist ein typisches Beispiel: Neben Änderungen und Reparaturen konnte man

### Damen-Beinkleider.

Länge mit Bund gemessen 80 cm.

**Agathe.**  
C. Starkfädiges Hemdstuch, mit Trimmung besetzt.  
Stück Mk. 1,50, 6 Stück Mk. 10,50  
A. Gestreiftes Satin, mit Zeimspitze besetzt.  
Stück Mk. 2,10, 6 Stück Mk. 12,50  
B. Prima gestreiftes Satin, mit Stickerei besetzt.  
Stück Mk. 2,70, 6 Stück Mk. 15,50  
D. Outer Croiset, mit der Hand gefaltet.  
Stück Mk. 2,50, 6 Stück Mk. 17,50

**Theodor.**  
A. Cretonne, mit guter Stickerei besetzt.  
Stück Mk. 2,50  
B. Ungerahelter Creisel, mit der Hand gefaltet.  
Stück Mk. 2,50  
C. Mit weißer Stickerei.  
Stück Mk. 3,45  
D. Mit weißer Stickerei.  
Stück Mk. 3,45

**Lucretia.**  
A. Hemdstuch 13/13 mit rot oder brauner Stickerei.  
Stück Mk. 2,70  
B. Hemdstuch 12/12 mit Stickerei.  
Stück Mk. 2,70  
C. Hemdstuch 12/12 mit Stickerei.  
Stück Mk. 2,70

**Heddä.**  
A. Hemdstuch 12/12 mit Stickerei.  
Stück Mk. 2,70  
B. Hemdstuch 12/12 mit Stickerei.  
Stück Mk. 2,70  
C. Hemdstuch 12/12 mit Stickerei.  
Stück Mk. 2,70

**Laura.**  
A. Hemdstuch 12/12, mit Stickerei-An- und Einsatz.  
Stück Mk. 2,70  
B. Ungerahelter Creisel mit glatter Stickerei.  
Stück Mk. 4,45  
C. Ungerahelter Creisel mit glatter Stickerei.  
Stück Mk. 4,45

### Damen-Nachtjacks.

**Isolda.**  
A. Gerahter Papp-Dachstuhl mit Stickerei.  
Stück Mk. 2,50, 6 Stück Mk. 20,70  
B. Gerahter Papp ohne Besatz, mit Unterlegungen.  
Stück Mk. 2,-, 6 Stück Mk. 11,50  
C. Aus gestreiftem Papp, mit Spitze besetzt.  
Stück Mk. 2,10, 6 Stück Mk. 12,20  
D. Aus gestreiftem Papp, ohne Spitze.  
Stück Mk. 1,70, 6 Stück Mk. 9,90

**Elvira.**  
A. Gestreiftes Satin mit Trimmung.  
Stück Mk. 2,50, 6 Stück Mk. 14,70  
B. Prima gestreiftes Satin mit Maschenstickerei.  
Stück Mk. 3,50, 6 Stück Mk. 19,20

**Christiana.**  
Ungerahelter Creisel mit Stickerei.  
Stück Mk. 3,90  
C. Ungerahelter Creisel mit Stickerei-An- und Einsatz.  
Stück Mk. 5,25  
D. Ungerahelter Creisel mit Stickerei-An- und Einsatz.  
Stück Mk. 5,25

**Gertha.**  
Ungerahelter Creisel mit Stickerei-An- und Einsatz.  
Stück Mk. 5,25  
D. Ungerahelter Creisel mit Stickerei-An- und Einsatz.  
Stück Mk. 5,25

### Mädchen-Hemden.

A. Aus feinstem gebleichten Wäschezeug 12/12, mit Zeimspitze besetzt.  
B. Aus feinstem gebleichten Wäschezeug 12/12, mit Zeimspitze besetzt.  
C. Aus feinstem gebleichten Wäschezeug 12/12, mit Zeimspitze besetzt.

Größe in cm	40	42	44	46	48	50	52	54	56
A. 1 Stück Mk.	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50
B. 1 Stück Mk.	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50
C. 1 Stück Mk.	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50
A. 1 Stück Mk.	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50
B. 1 Stück Mk.	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50
C. 1 Stück Mk.	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50	1,50

**Grethen.**  
100 cm lang, Hemdstuch 12/12 mit Zeimspitze.  
1 Stück Mk. 1,50, 6 Stück Mk. 11,40

**Trudl.**  
100 cm lang, Hemdstuch 12/12 mit Zeimspitze.  
1 Stück Mk. 1,50, 6 Stück Mk. 11,40

**Mia.**  
100 cm lang, Hemdstuch 12/12 mit Zeimspitze.  
1 Stück Mk. 1,50, 6 Stück Mk. 11,40

**Elly.**  
100 cm lang, Hemdstuch 12/12 mit Zeimspitze.  
1 Stück Mk. 1,50, 6 Stück Mk. 11,40

**Luca.**  
100 cm lang, Hemdstuch 12/12 mit Zeimspitze.  
1 Stück Mk. 1,50, 6 Stück Mk. 11,40

**Lulgard.**  
100 cm lang, aus feinstem Hemdstuch mit Barett- oder Stickerei.  
1 Stück Mk. 2,55, 6 Stück Mk. 21,-

Frühe Konfektion: Auszug aus dem Katalog „Spezialitäten der Mechanischen Weberei Th. Zimmermann“, 1901

Marktanteile gewann, ja einen ersten Boom erlebte. Die Arbeiter konnten sich jetzt neue Kleidung leisten, doch für die in bürgerlichen Kreisen übliche Maßkleidung reichte das Einkommen oftmals nicht. Zugleich führten das rasche Bevölkerungswachstum, die beschleunigte Industrialisierung und Verstädterung insgesamt zu einer steigenden Nachfrage nach fertiger Kleidung. Während die Landbevölkerung sich noch weitgehend selbst mit Kleidung versorgen konnte, in winterlicher Hausarbeit Flachs und Wolle zu Wäsche und Kleidung verarbeitete, war der Industriearbeiter in der Stadt mit seinem Lohneinkommen und festen Arbeitszeiten darauf angewiesen und auch in der Lage, Kleidung fertig zu kaufen.

### „Unausgesetztes Nähen“

Die westdeutsche Wäsche- und Konfektionsindustrie beschäftigte um 1900 immerhin etwa 20.000 Menschen, davon ca. 3.500 Fabrik- und 16.500 Heimarbeiter. Eine gründliche Schilderung der Heimarbeit, die Edgar Jaffé Ende des 19. Jahrhunderts für den ‚Verein für Socialpolitik‘ verfasste, erlaubt uns einen Überblick über die Produktionsverhältnisse und Arbeitsbedingungen im Gebiet des späteren Nordrhein-Westfalens.

Die Wäscheindustrie hatte ihre Hochburg in Bielefeld. Die Region Bielefeld, Herford, Minden und Lübbecke war zugleich ein Zentrum der Arbeiterkleidungs- und Sommerkonfektion. Im Rheinland wurden in Elberfeld (heute Wuppertal) Herren- und Kinderkonfektion sowie Arbeiterwäsche, in Mönchengladbach besonders billige Arbeiterkleidung und in Essen sowie im ganzen Ruhrgebiet billige Arbeiterwäsche hergestellt.

Die Kleider-, Fabriken' waren dabei in der Regel noch keine Fabriken im heutigen Sinne. Normalerweise fand in der Fabrik, beziehungsweise beim Auftraggeber nur der Zuschnitt und das abschließende Bügeln oder Plätten der Ware statt. Die eigentliche Näharbeit wurde zumeist als Heimarbeit nach außen vergeben.

Das einfache Klischee von den katastrophalen Arbeits- und Lebensbedingungen trifft für die westdeutsche Hausindustrie in einigen Fällen zu, in anderen kaum. Nähen in der Stadt die Töchter der verheirateten Frauen aus kleinbürgerlichen und mittelständischen Haushalten, die an und für sich „mit

## Weißenfelscher Schuhwaren-Manufaktur, Weißenfels a. S.

### Berufs-, Sport- und Kinder-Kleidung

Alle Artikel sind in einem Spezial-Betrieb aus nur bestem Material hergestellt und überzeugt ein einmaliger Versuch auch in diesen Artikeln von unserer außerordentlichen Leistungsfähigkeit.

#### Maß-Anleitung.

Es ist bei der Bestellung in Zentimetern anzugeben (siehe untenstehende Abbildungen) bei

**Herrenanzügen:** Brustumfang (Fig. 1) und Bauchumfang (Fig. 2)  
**Langen Hosen:** Bauchumfang (Fig. 2) und Schrittlänge (Fig. 3)  
**Jacken:** Brustumfang (Fig. 1)  
**Breechesosen:** Bauchumfang (Fig. 2) und Schrittlänge (Fig. 3)  
**Knabenanzügen:** Brustumfang (Fig. 1) und Schrittlänge (Fig. 3)  
**Kinderanzügen:** Brustumfang (Fig. 1) und Schrittlänge (Fig. 3)

**Art. 1005 Prima Manchester-Sporthose**  
 aus erstklassigem Manchester in dunkler Farbe, unzerreißbar, eleganter Schnitt, sauberste Verarbeitung.  
 Das geeignetste Beinleid für jüngere und ältere Herren, für jeden Sport, besonders als Radfahr-, Jagd-, Reit-, Touristen- und Marschhose unentbehrlich.  
 Preis pro Stück RM 13,90

**Art. 1008 Derselbe Artikel aus prima Cordstoff** (wie Art. 1005)  
 Preis pro Stück RM 12,90

Bei Bestellung dieses Artikels genügt Angabe der Bauchweite in Zentimetern.

### Berufs-Kleidung

**Art. 1000 Arbeits-Jacke** aus erstklassigem, kräftigen Cöper, echt blau, prima Qualität  
 Preis pro Stück RM 4,80

**Art. 1001 Arbeits-Hose** aus erstklassigem, kräftigen Cöper, echt blau, prima Qualität zu obiger Jacke passend.  
 Preis pro Stück RM 4,80

**Art. 1002 Monteur-Anzüge,** Jacke und Hose aus kräftigem Cöper, blau, prima Qualität, beste Verarbeitung.  
 Preis pro Anzug RM 9,20

dem vorhandenen Einkommen ganz gut leben könnten“, konnte von sozialer Not keine Rede sein. Jaffé berichtet, dass diese Näherinnen in erster Linie bemüht waren „sich eine Geldeinnahme zu verschaffen, über die sie frei verfügen können und die zur Anschaffung von eleganteren Kleidungsstücken benutzt oder für Vergnügungen verwendet“ wurde. Auf dem Land nähten vor allem die Frauen und Töchter von kleinen Bauern, Köttern, Tagelöhnern und ländlichen Handwerkern. Die Wanderarbeiter, aber auch Kötter und Tagelöhner selbst halfen oft – vor allem im Winter – bei der Näharbeit und sorgten für den Transport der Stoffe und fertigen Waren vom und zum Auftraggeber. Die Heimarbeit fand in der Regel in den engen Wohnzimmern statt. Gearbeitet wurde – wenn besonderer Auftragsdruck herrschte – von morgens um 4 oder 5 bis abends um 10 Uhr. Eine zwölf- bis vierzehnstündige Arbeitsdauer war keine Ausnahme.

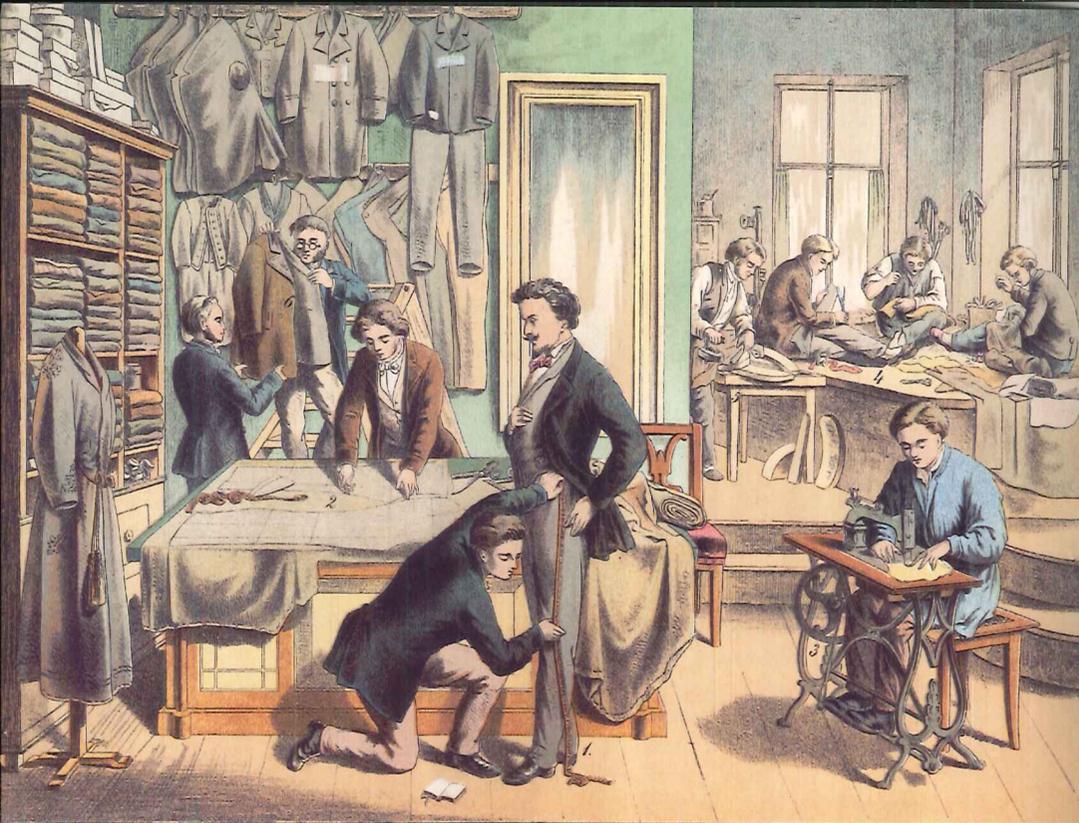
Ein besonderes Lohndumping fand im Ruhrgebiet statt, wo zahlreiche Arbeiterfrauen – mangels einer Alternative – für „Hungerlöhne“ die „allerbilligsten Artikel“ herstellten, vor allem Hemden und

Arbeitskleidung. Dort war der Wohnraum zudem teurer als auf dem Land und die Wohn- und Arbeitsverhältnisse entsprechend beengt. Jaffé berichtet: „...die Wohnung besteht aus zwei ärmlichen Dachkammern, in der Schlafstube stehen 2 Betten und eine Wiege, hier schlafen Mann, Frau, Schwiegermutter und zwei Kinder, der andere Raum – nur durch ein Dachfenster erhellt – dient als Küche, Arbeitsraum. (...) Während die Schwiegermutter den Haushalt besorgt, sucht die Frau, die sich durch ungesetztes Nähen bereits ein Augenleiden zugezogen, einen Zuschuss für den Unterhalt der Familie zu gewinnen.“



Auszug aus dem Katalog der Weißenfelscher Schuhmanufaktur, 1928

Heimschneider-Werkstatt der Hosennäherin Luzia Demuth (Mitte) in Pflaumheim bei Aschaffenburg, um 1940



Farblithographie, 1875

Diese Entwicklung lässt sich noch nicht mit der späteren Zulieferindustrie vergleichen, deutet aber bereits in diese Richtung. Bei Herrenwesten wurden etwa die aufwendig bestickten Vorderteile und Taschenaufsätze in großer Stückzahl in einem arbeitsteiligen Verfahren von Spezialistinnen vorgefertigt. Als ungeschnittene Rohware verkaufte man sie an Schneider.

diesen Umschlagtüchern abwandte, boten die Tuchhändler bald auch Mäntel, Mantillen und Umhänge sowie Jacken, dicke Unterrocke, seit den 60er Jahren auch Blusen und Schürzen für Damen an. Kleider und Kostüme wurden allerdings weiterhin nach Maß gefertigt. Die Erschaffung eines Kleides blieb zunächst ein höchst individueller und kreativer Akt von Auftraggeberin und Schneiderin. Eine nicht unwesentliche Rolle für den Fortbestand der Maßschneiderei bei Damenkleidern spielte zudem die – zumindest in der Taille und am Oberkörper – extrem körpernahe Mode jener Zeit.

### Stapelware: Die Entstehung der Kleidungskonfektion

In den 1830er Jahren wurde in Deutschland zum ersten Mal in größerem Umfang Fertigungskleidung hergestellt und verkauft: In Berlin begannen Tuchhändler und Modebazare neben den Stoffen auch große Umschlagtücher, Schals und Pelerinen zu verkaufen, die damals in Mode waren. Sie erforderten keine spezifische Maßarbeit und weng Näherei. Als sich die Mode von

Nachdem die konfektionierten Damenmäntel sowie untergeordnete Kleidungsstücke wie Wäsche und Schürzen langsam für eine steigende Akzeptanz der Fertigungskleidung gesorgt hatten, begannen die Hersteller, das Angebot durch wertvollere Stoffe und bessere Verarbeitung aufzuwerten und die Kollektionen auszuweiten. Ende des

19. Jahrhunderts wurden dann auch Kleider und Kostüme in Einheitsgrößen ‚von der Stange‘ angeboten und gekauft.

Die Herrenkonfektion tat sich dagegen anfänglich schwerer: Das kaufkräftigere Publikum hatte gegen Fertigungskleidung deutliche Vorbehalte. Dem ärmeren Kunden fehlte dagegen das Geld, sich anstelle von gebrauchten neue Kleider zu beschaffen. Nur allmählich gingen Manufakturwarenhandlungen und Altkleiderhändler in den 40er und 50er Jahren des 19. Jahrhunderts dazu über, einfach geschnittene Fertigungskleidung in kleinen Serien anzubieten. Auch einige Schneider begannen zaghaft, einige wenige Kleidungsstücke auf Vorrat zu produzieren. Und manch Kleidungsgeschäft beschäftigte die Schneider, die normalerweise Maßkleider fertigten, in schwachen Zeiten mit einer Produktion von Fertigungskleidung auf Vorrat.

Zwei Faktoren gaben der Herrenkonfektion in den 1860er Jahren wichtige Impulse: zum einen immer preiswertere, industriell gefertigte Stoffe, zum anderen die Einführung der Nähmaschine. Beides ließ die Engros-Fabrikation von Kleidern immer preiswerter werden. Konnte ein geübter Schneider in der Minute mit der Hand zwischen 50 und 60 Stiche nähen, waren mit den ersten handbetriebenen Nähmaschinen bereits 300 möglich. Der Fußantrieb steigerte die Stichzahl auf ca. 1.000, Maschinen mit Elektroantrieb kamen bis auf 6.000 Stiche. Hinzu kam, dass der Zuschnitt durch sogenannte gradierte Schnitte erleichtert wurde, die eine Produktion eines Kleidungsstückes in mehreren Standard-Größen zuließen. Schwerpunkte der Herrenkonfektion waren



Holzstich „Vom Großvater auf den Enkel“ von Julius Kleinmichel, 1892

zunächst sehr einfache und billige Kleidungsstücke: Arbeitskleidung und bunte bauwollene Arbeiterhemden sowie halbwoollene Hosen, Jacken und Röcke sowie leichte Sommerbekleidung für geringe Ansprüche.



Der wirtschaftliche Aufschwung in den Gründerjahren nach dem gewonnenen Krieg 1871 führte dann – ähnlich wie in der Damenkonfektion und Wäschefertigung – dazu, dass die Herrenkonfektion mehr

Frühe Massenfertigung: Weststickerie, aus Diderots Enzyklopädie, 1762-1777



Große Schneiderschere, 17. Jahrhundert

Rainer Henssler, Martin Schmidt, Detlef Stender

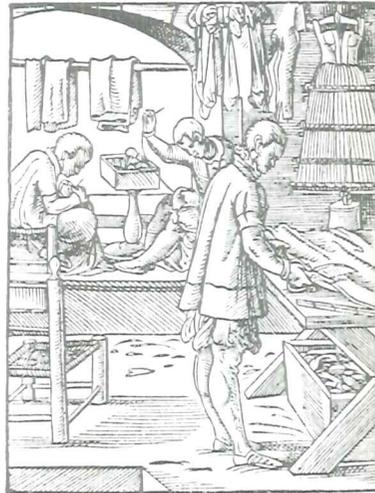
## Vom Maß-Schneider zum Body-Scanner

Der erste Blick der Ausstellung gilt der Zeit vor der Industrialisierung. Die Mode des ausgehenden ‚ancien régime‘ wurde bereits über bebilderte Zeitschriften verbreitet. Der Adel und das gehobene Bürgertum eiferten in ihrer Kleidung der dort abgedruckten ‚haute couture‘ nach. Doch wie sich die Mehrheit der Bevölkerung im Alltag kleidete, bleibt mit wenigen Ausnahmen im Dunkel der Geschichte. Ebenso mühsam ist eine Antwort auf die Frage zu finden, wer unter welchen Bedingungen Kleidung herstellte. Es gibt zwar Stiche aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert, die einen Blick in eine Schneiderwerkstatt erlauben. Sie sind aber nur scheinbar realistisch, denn untersucht man die Abbildungen kritisch, stellt man verblüfft fest: Sie folgen weitgehend einem festen Bildmuster, das auf eine Vorlage aus dem 16. Jahrhundert zurückgeht (Ständebuch von Jost Amman, veröffentlicht 1568). Klar ist: Alles wurde von Hand genäht. Dazu war nur wenig Werkzeug nötig: Nadel und Faden, Schere und Bügeleisen, und nicht zuletzt – viel Erfahrung.

### Mit Schere, Nadel und Faden – Schneiderwelten

Kleidung gehört zu den Grundbedürfnissen des Menschen. Es verwundert daher nicht, dass es Schneider in jedem Dorf gab, jede Stadt vor der Auflösung der Zünfte im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert ihre Schneiderinnung besaß. Ihre Ordnungen

Holzschnitt „Der Schneider“ aus dem Ständebuch des Jost Amman, 1568



verschafften ihnen ein Monopol auf die Herstellung von Kleidung. Eine Regel, die sich in vielen Zunftordnungen findet, ist für heutige Leser verwunderlich: Die Zunftmitglieder durften keine Kleidungsstücke auf Vorrat anfertigen. Sprich: Jedes beim Schneider gefertigte Stück war Maßarbeit und wurde individuell auf Bestellung gearbeitet. Ziel war, eine Massenproduktion von Kleidung zu verhindern, den Kleiderhandel auf gebrauchte Ware zu beschränken und damit den einzelnen Zunfthandwerkern ihr Auskommen zu sichern.

Doch nicht nur in den Handwerksstuben der Städte und Dörfer wurde Kleidung produziert. Es gab auch umherziehende Wanderschneider und die in wohlhabenden Haushalten lebenden Hausschneider. Dann die Flickschneider für Änderungen und Überarbeitungen – man darf annehmen, es gab sie in großer Zahl.

In sozialer Hinsicht gab es unter den Schneidern große Unterschiede. Die Spanne reichte vom vornehmen Gewandschneider

Kupferstich, 18. Jahrhundert



in der Stadt, der für die Führungseliten kostbare Stoffe verarbeitete und in der Regel einer großen Werkstatt vorstand, bis hin zum sprichwörtlichen armen Schneiderlein, das allein in einer Dachkammer arbeitete und mehr schlecht als recht von den Aufträgen leben konnte.

Dass der Schneider nicht Näher genannt wird, ist ebenfalls kein Zufall: Der Zunschnitt war der entscheidende Arbeitsschritt. Vom Schnitt hing letztlich ab, ob die Kleidung der gewünschten Mode wirklich entsprach, dem Kunden passte und der Stoff optimal genutzt wurde. Hier konnte manche Elle und damit bare Münze gespart werden. Der Schnitt war daher ein streng gehütetes Betriebsgeheimnis.

Maßgeschneidert bedeutet für uns heute ‚hochwertig‘ und ‚teuer‘. Im 19. Jahrhundert fertigte der Schneider die Kleidungsstücke auch für weniger Begüterte individuell an. Wer sich den Schneider nicht leisten konnte, dem blieb kaum etwas anderes übrig, als sich seine Kleidung selbst zu nähen – eine wahrscheinlich von den Unterschichten in Stadt und Land häufig geübte Praxis.

Der Flickschneider richtete Kleidungsstücke wieder her. Er wendete den Stoff, so dass abgenutzte Stellen nach innen kamen, und setzte aus verschiedenen Stoffresten ein neues Stück zusammen. Ihm konnte man den abgetragenen Sonntagsmantel übergeben, um daraus eine ‚neue‘ Kinderjacke zu fertigen. Und er war für die kleinen, immer wieder anfallenden Änderungen zuständig.

Wie wichtig seine Arbeit war, können wir uns heute kaum mehr vorstellen. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein besaß die große Mehrheit der Bevölkerung nur wenige Kleidungsstücke und trug diese außerdem erheblich länger, etliche oft ein Leben lang. Manches Stück wurde gar über mehrere Generationen hinweg vererbt und getragen. Selbst nicht mehr tragbar erscheinende Kleider wurden nicht weggeworfen, sondern dem Lumpensammler übergeben. Diese versuchten die ‚besseren‘ Stücke in einer Art second-hand-Handel zu veräußern.

Rund um das Schneiderhandwerk etablierte sich zudem eine ganze Reihe anderer Berufe. Scheren mussten produziert, Nadeln gefertigt und Knöpfe gedreht werden. Und bereits im 18. Jahrhundert begann man einzelne Kleidungsstücke vorzuproduzieren.

Die Ausstellung wurde großzügig unterstützt  
durch die Firma **BIG IMAGE COMPANY**  
für Großformatdruck, Monschau

**Wir danken den Leihgebern:**

agenda - Fotografen und Journalisten Hamburg Waltraud  
Bathen Duisburg-Hornberg Rolf-Dieter und Rosemarie  
Bauche Bergisch-Gladbach Walter Becker Elsenfeld Alfred  
Bücher Bochum-Dahlhausen Fingerhutmuseum Creglingen  
Manuela Casco Gonzalez Managua/Nicaragua CIR - Christ-  
liche Initiative Romero Münster Deutsches Museum  
München Eifelmuseum Blankenheim Hubert Fuchs  
Weilerswist-Hausweiler Heimat- und Museumsverein  
Elsenfeld Theo Heinrichs Euskirchen Thomas Hesse  
Aschaffenburg Historisches Museum der Stadt Bielefeld  
Museum Wäschefabrik Bielefeld Nordrhein-Westfälisches  
Hauptstaatsarchiv Düsseldorf Christa Paßfall Bielefeld  
Rheinisches Freilichtmuseum Kommern, Museum für Volks-  
kunde Mechernich-Kommern Museum für Geschichte,  
Landes- und Volkskunde Minden Rheinisches Industrie-  
museum, Standorte Ratingen, Solingen, Oberhausen Lothar  
Rollmann Großostheim-Pflaumheim Angelika und Wolfgang  
Schroeder München Stadt- und Stiftsarchiv Aschaffenburg  
Tecmath AG Kaiserslautern Unternehmensarchiv William  
Prym Stolberg Laura Willecke Bonn

**Wir danken für Unterstützung:**

Waltraud Bathen Duisburg Rolf-Dieter und Rosemarie  
Bauche Bergisch-Gladbach Walter Becker Elsenfeld  
Susanne Beerbaum, Joseph Janard, Aachen Margitta Breuel  
Blankenheim Sabine Broscheit Münster Alfred Bücher  
Bochum Manuela Casco Gonzalez Managua/Nicaragua  
Brigitte Greif Creglingen Prof. Dr. Dietrich Ebeling,  
Universität Trier Georg Fertig Universität Münster  
Hubert Fuchs Weilerswist-Hausweiler Christa u. Günter  
Gattermann Düsseldorf-Benrath Gerhard Gollbach Bochum  
Wilfried Hamann Elsenfeld Theodor Heinrichs Euskirchen  
Peter Heinrichs† Euskirchen Thomas Hesse Aschaffenburg  
Fa. Joseph Janard, Aachen Uwe Kanthak Künstlermanagement  
Köln Jan Maaßen Rheinbach Julia Maaßen Rheinbach  
Rosemarie Maaßen Mönchengladbach Lisa Maubach  
Düsseldorf Karen M. Meyer Köln Uwe Kanthak  
Künstlermanagement Köln Movimiento de Mujeres  
Trabajadoras y Desempleadas 'Maria Elena Cuadra' (MEC)  
Managua/Nicaragua Christa Paßfall Bielefeld Helene Petit  
Lille Andrea Prym-Brück Stolberg Rheinisches Freilicht-  
museum Kommern, Museum für Volkskunde, Mechernich-  
Kommern Katja Roeckner Museum Wäschefabrik Bielefeld  
Lothar Rollmann Großostheim-Pflaumheim Angelika und  
Wolfgang Schroeder München Bärbel Sunderbrink Stadt-  
archiv Bielefeld Sabine Thomas-Ziegler, Rheinisches Freilicht-  
museum Kommern, Museum für Volkskunde, Mechernich-  
Kommern Mareike Tocha Wuppertal Rainer Uffmann  
Historisches Museum der Stadt Bielefeld Laura Willecke  
Bonn Frank Wojczewski, Joseph Janard, Aachen

**Impressum**

© Herausgeber  
Landschaftsverband Rheinland  
Rheinisches Industriemuseum  
Standorte Euskirchen und Ratingen

Projektleitung:  
Detlef Stender, Martin Schmidt

Ausstellung und Katalog:  
Martin Schmidt und Detlef Stender in  
Zusammenarbeit mit Rainer Henssler  
(ConCultura, Bonn)

Öffentlichkeitsarbeit:  
Andrea Steigerwald

Gestaltung Ausstellung, Katalog und  
Medien für die Öffentlichkeitsarbeit  
visual concepts und Partner, Siegburg

Druck:  
Daemisch Mohr GmbH CoKG, Siegburg

# Leute machen Kleider



### **Bildnachweis Euskirchen:**

Alfred Bücher, Bochum-Dahlhausen, S. 13

Manuela Casco Gonzalez, Managua-Nicaragua,  
S. 14 unten

Christliche Initiative Romero, Münster, S. 15 oben

Deutsches Museum, München, S. 2

Theo Heinrichs, Euskirchen, S. 9, 26

Thomas Hesse, Aschaffenburg, S. 11

Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches  
Industriemuseum Euskirchen, S. 4 oben, 5 oben,  
6, 7 oben, 14 oben

Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches  
Industriemuseum Ratingen, S. 5 unten

Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches  
Industriemuseum, Foto: Jürgen Hoffmann, S. 12, 17,  
18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 28, 29, 31:

Foto: Andreas Schiblon: Klappittel, S. 10 links,  
rechts, 14 (Hintergrund), 27

Museum Wäschefabrik, Bielefeld, S. 8, 9  
(Hintergrund)

Niedersächsische Staats- und  
Universitätsbibliothek, Göttingen, S. 3

Lothar Rollmann, Großostheim-Pflaumheim,  
S. 7 unten, S. 25

Stadtarchiv und Landesgeschichtliche Bibliothek,  
Bielefeld, S. 7 / 8 (Hintergrund)

Tecmath AG, Kaiserslautern, S. 16

Frank Wojczewski, Aachen, S. 15 oben

LEUTE  
MACHEN  
KLEIDER

Lebensgeschichten  
Arbeitsplätze  
„gute Stücke“



KLEIDER  
MACHEN  
LEUTE

Bürgerliche Moden  
des 19. Jahrhunderts

